

Nataly Ritzel.

Briefe und Flugblätter an Pastor Hugo Johann
Heinrich Schmidt und seine Frau Hanna-Ilse, geb.
Nebinger.

Auszug

Dokumente aus dem Nachalls von Hugo Schmidt und seiner Frau
Hanna-Ilse (Hanna- Elisabeth, genannt Ilse) Schmidt, geb. Nebinger,
stammen teils aus dem Privatbesitz der Dorothea Glass oder wurden
von Annemarie Girardin im Dezember 2021 an Nataly Ritzel
übergeben.

Abgeschrieben von Karolina Fischer und Nataly Ritzel

Einleitung

Mit Otto Salomons Rat an Hugo Schmidt, "nüchterner zu denken" beginnend, den Otto Salomon 1932 an den Missionar noch in Afrika richtete - und diesen Rat mit jenem zu vergleichen, nüchtern zu denken, wie ihn das Flugblatt einforderte, welches Walter Hochstädter in einem französischen Lazarett in Annecy verfaßte und vervielfältigte " "Darum seid nüchtern! Ein Gruss an die Brüder" -

und somit einer Gruppe nachzuforschen, die vor 1933 und VOR der Bekennenden Kirche existierte und deren Credo der Nüchternheit sich mit der Missionsarbeit in Afrika auseinandersetzte, und deren Ethos - oder einfacher: deren geistige Existenz im Dritten Reich zu einer anderen, dringlicheren Auseinandersetzung zwang: einen inhaltlichen Zusammenhang also von " der Erschütterung im Lemppschen Kreis über die Vernichtung der Juden (zitiert nach Werner T. Angress, Ursula Büttner: Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich) in einer fast unerträglich unmenschlichen Zeitspanne doch immer noch mit dem Ex-Missionar Hugo Schmidt verbunden, wieder zu verbinden, ist hier der Anlaß der Veröffentlichung einiger der mir vorliegenden Dokumente. Denn der letzte Gedenkgottesdienst, die Freunde oder Bundesbrüder aus Emden, Pastor Immer, wie zu vermuten ist, dem 1940 im KZ Buchenwald Gestorbenen im Jahr 1943 ausrichteten - steht unter dem eindrücklichen Appell auch des Flugblatts und damit dessen, was währenddessen in den Vernichtungslagern und KZs geschah und mit dem Hebräerbrief, der die anschauliche Grundlage des bescheidenen Gedenkgottesdienstes für Hugo Schmidt bildete, eine eindrückliche Warnung an den Christen bildete, daß, da wo Gott

das von ihm erwählte Volk nicht schonte, doch der Christ (als sich später erwählt meinend) seiner Sache nicht zu sicher sein sollte...

Es fällt mir schwer, eine theologische Einschätzung über den geistigen Stellenwert der Flugblätter und Briefe der Neuwerk-Bewegung zu geben, die ich aus dem Nachlass von Frau Pastor Hanna-Elisabeth, genannt Ilse, Schmidt im Dezember 2021 erhalten habe und die - wie unschwer zu erkennen - seit mindestens 70 Jahren, unter Kladden von Rechtsanwaltsbriefen versteckt, in einem Keller zugebracht hatten.

Die Schwierigkeit einer Interpretation liegt nicht nur an der komplexen Struktur der Neuwerk-Bewegung, zu der sich Pastor Hugo Schmidt und offenbar (sic) seine Frau bekannten, sondern auch in den ambivalenten und widersprüchlichen Vorstellungen von Pastor Hugo Schmidt und seiner Frau, die wie aus einem Brief Otto Salomons zu erkennen ist, einer anderen geistigen "Filiation" angehörte und damit auch derer, denen sich Ilse Schmidt nach ihrem Aufenthalt im KZ Ravensbrück und nach dem Krieg angeschlossen hatte (und von denen ich die Dokumente in einem zweiten, bzw, dritten Schritt bekam):

und mit deren ambivalenter "Tradition" und Überlieferung es zusammenhängt, dass über das „Neuwerk“, wie es Otto Salomon verstand und den "Bund des offenen Ringes" so wenig bekannt ist.

Albert Girardin und seinen beiden Frauen, Annemarie und Ruth Girardin, die letztere hatte sich ab ca 1944 der Frau Pastorin und Witwe Ilse Schmidt angeschlossen und ihren Bruder, dann ihren Mann mitgebracht, was in diesem Fall eine einzige Person war. (Es findet in den mir vorliegenden Dokumenten eine Behauptung Albert Girardins, wonach Ruth Girardin von Hugo

und Ilse Schmidt adoptiert worden sei - diese Behauptung liess sich aber bislang durch nichts verifiziert und taucht nirgendwo anders in den mir vorliegenden Dokumenten von Hugo und seiner Frau Hanna-Elisabeth Schmidt auf).

Albert Girardin, mutmaßlich der Waffen-SS zugehörig, so lassen weitere Fundstücke sowie der Briefwechsel mit Otto Salomon, der sich im Literaturarchiv Marbach befindet, erkennen, wurde als Angehöriger der Waffen-SS und US-Kriegsgefangener von Otto Salomon nach 1945 angeschrieben, der ihm geistlichen Beistand und Hilfe bei der Umorientierung anbot.

Wihelm Stählin, der Oldenburger Bischof, erwähnt Albert Girardin zu Beginn der 50er Jahre, als seinen Privatsekretär, der ihm beim Verfassung seiner Memoiren "Via Vitae" (1968 Kassel S.606) half, nicht ohne zugleich die nachbarschaftliche Nähe zu Robert Ernst, dem ehemaligen NS-Oberbürgermeister von Straßburg ins Lokalkolorit seines Chiemseer Alterssitz mit aufzunehmen.

In Wilhelm Stählins Michaelisbruderschaft und Berneuchener Dienst sei auch Ilse Schmidt zu finden gewesen - was erklären würde, warum Albert Girardin kurzerhand die Eheleute Schmidt für Nicht-Anhänger der bekennenden Kirche erklärte - ohne jedoch sich den Hausrat der bei ihm lebenden Hochbetagten und als Putzfrau arbeitenden Ilse Schmidt genauer anzusehen.

Zu Wilhelm Stählins theologischer Stellung und seiner Postion "zwischen allen Stühlen" (Meyer, Blanck) zu Bonhoeffer, seiner Position als Anti-Barthianer, seiner Mitarbeit und Absage an die Bekenntnisfront, seiner Freundschaft und Opposition zu der anthroposophischen Gruppierung der Christgemeinde um Rittelmeyer verweise ich u.a. auf Michael Meyer-Blanck: "Leben, Leib und Liturgie. Die praktische Theologie Wilhelm Stählins".

Otto Salomon, mit auffallenden Misstrauen gegen Ilse Schmidt ausgestattet, machte Albert Girardin schliesslich in den 1960er Jahren sogar zum Obmann seines "Bundes des offenen Rings". Girardin wickelte diesen Bund jedoch innerhalb weniger Jahre ab und zwang Otto Salomon somit, das historisch bedingt gesellschaftlich eingeschlafene Interesse an diesem Bund anzuerkennen.

Mir noch nicht ganz klar, ist die Stellung des "Bundes des Offenen Rings" innerhalb der NeuWerk-Bewegung. Die Darstellung von Antje Vollmer "Die Neuwerk-Bewegung" (Freiburg 2018), zeigt sehr klar die verschiedenen Strömungen der Neuwerk-Gruppe auf, von Schlüchtern ausgehend, zum Ehepaar Arnold, zu den der pazifistischen Quäkern (den Kreuzritter der Rundschrieben), zu pädagogischen Einrichtungen wie dem Habertshof - aber auch zu den konservativen, nationalistisch, um nicht zu sagen, völkisch gefärbten Gruppen, wie beispielsweise dem "Köngener Bund" des Tübinger Religionswissenschaftlers Wilhelm J.Hauer (und seinem radikalen gnadenlosen

"Preisgeben" des Judentums, so im Brief an Anna Schieber vom 24.Mai 1933, Bundesarchiv Koblenz Nachlass Hauer).

Antje Vollmers Buch enthält jedoch Aussagen zu der Stellung des Neuen Werks zur Bekennenden Kirche, die den mir vorliegenden Rundschreiben widersprechen: **Keinesfalls** ist die Entstehung der Bekennenden Kirche, des Pfarrer-Notbundes unbemerkt an der Gruppe des Bundes des Offenen Ringes und des Neuwerks vorbeigegangen. Ganz im Gegenteil.

Selbst der Brief Georg Flemmigs, dessen Rückzug aus altersbedingten Gründen in den Rundschrieben mehrfach thematisiert wurde, scheint dies

auf dem Hintergrund der Auseinandersetzung und dem BRUCH innerhalb des Neuwerks

zu tun (Briefkarte Flemmig an Hugo Schmidt über Beschäftigung mit und Enttäuschung über die Deutschen Christen) und vermittelt vielmehr- statt Resignation - seine Zustimmung zu neuen Plänen und Strategien.

Die Frage ist - welche?

Und: Sind diese Pläne mit dem Hinweis auf Flemmigs Alter zu erledigen? Mit Hugo Schmidts Querulantentum abzuschmettern?

Schwierig zu bewerten ist auch Otto Salomon.

Die wichtige Position Otto Salomon zu Karl Barth in seiner Eigenschaft als Lektor im Christian - Kaiser-Verlags erfährt bereits 1933 und vor Karl Barths Prozess mit dem NS-Staat eine einschneidende Wendung durch die NS-Gesetze, die ihn einerseits zur Mobilisierung der Gruppe zwang ("Otto: "ich brauche Euch!") und in seiner Position als nicht-arischer Christ, der sehr früh dezidiert gegen Irrweg des völkischen National-Sozialismus warnte (Vortragsentwurf zur Pfingsttagung 1933 in Hof, der sich als unsicher datierter Entwurf im Literaturarchiv Marbach befindet und doch präzise im hektographierten Rundbrief zur Pfingsttagung angekündigt findet), in einer sehr gefährdeten Lage zeigt: Diese Lage ist nicht mehr eine rein diskursive, argumentative Notlage gegenüber dem Nationalsozialismus, sondern besteht in einer radikalen existenziellen Bedrohung.

Hier davon auszugehen, dass "nüchternes Denken" nur einen rhetorische Figur intellektuellen Interesses gewesen sei, kann nicht ernsthaft behauptet werden.

Otto Salomons Wirken, das im Schweizer Exil zum Statut eines Bittstellers herabgesunken scheint - bis er die Herausgeberschaft im Zöllikon Verlag übernehmen konnte - und

auf relativ verlorenem Posten die Zeit bis zum Ende des Krieges überbrückte, dank der Vermittlung von Visser t'Hooft, für den Genfer Weltkirchenbund und ohne den Einfluß und das weitgesteckte Tätigkeitsfeld A.Freudenbergs zu Referatsentwürfen verdammt (sic, sorry), sich in Gedanken über die wehrhafte Kirche, die milites ecclesiae verlor - für die er von Visser t'Hooft und Karl Barth kritisiert wurde (Diskussion im Lietraturarchiv Marbach) - sprengt leider hier den Rahmen meiner Darstellung.

Was den "BUND des OFFENEN RINGS" , als einer Gründung durch Otto Flemmig und oder Norman Körber, betrifft, seine Stellung innerhalb der Neuwerk-Bewegung (die ersten Briefe die sich in Marbach zu diesem Bunds finden, deuten eine Gründung für die frühen zwanziger Jahre an), ab wann Hugo Schmidt diesem Bund zugehörte und wie weit Hugo Schmidt mit Georg Flemmig als Mitstreiter bekannt und vertraut war, ob "Hermann" als Hermann Diehm, Hermann Sauter oder Hermann Schafft zu identifizieren ist - muß ich vorerst dahin gestellt lassen. (Hermann Sauter nennt sich einmal der geistige Beichtvater Hugo Schmidts - was die Vermutung nahelegt, der Bund habe eine Hierarchie der Supervision).

Noch schwieriger wird es, was die Zeit Ende der zwanziger und den Beginn der dreissiger Jahre mit dem Brüsseler Anti-Kolonialismus Konferenz einerseits betrifft und das Erstarken der nationalistischen völkischen Strömung.

Da der Adressat und Empfänger der Debatten und Gespräche, die hier wiedergegeben werden sich von diesem Zeitpunkt an eben in Afrika befindet und die Diskussion nun in den Reiseberichten zu verschwinden droht -

könnte man vielleicht andererseits die Frage aufwerfen, ob in den Schilderungen des "Fremden Kontinents" die wichtigen

Punkte des Umgangs miteinander zur Darstellung kommen und ob sich nicht in den "unwichtigen Details des - ebenso unwichtigen - literarischen Talents des Pastorenehepaares nicht eine tiefere Darstellung des europäischen Lumpenimperialismus verbirgt, um eine zugegeben dämliche Paraphrasierung Walter Benjamins an einen Ort zu kleben, wo der heutige Ethnologe sie nicht haben will.

Dennoch ist hier, meine ich, durch die neuen Dokumente dringender Forschungsbedarf gegeben, denn es scheint nicht nur so zu sein, dass, wie Antje Vollmer schrieb, AUCH "Fragen des Imperialismus und des Kolonialismus im Neuwerk" und seinen Publikationen "zur Sprache" kommen (Freiburg 2018, S.201), die darin ein starkes sozialpolitisches Element des Neuwerks sieht, dass sich jedoch nur in den einzelnen Biographien der Neuwerkler verfolgen liesse und in ihren erstaunlichen Leistungen innerhalb sozialpädagogischer und sozialpolitischer Arbeit. Aus den Rundbriefen, die ich hier mit dem einzelnen (und bislang als absoluten Außenseiter und Querulanten betrachteten) Hugo Schmidt verknüpfe, klingt ein ganz anderes Bild an, das ein größeres Werk von Kirche und Mission anstrebt.

Meine These würde dahin lauten, dass in dem persönlichen Versuch des Missionars Hugo Schmidt, eine neue Form der Mission zu wagen mit der Reflektion des Neu- Werks verschmilzt- und darin mit der Frage der Religionen der Völker und mit den Politischen Fragen des Rechts der anderen Nationen - zu dem die politischen Fragen nach dem Recht der Eingeborenen gehören - aber auch die des verfolgten Volkes - so verschmilzt in Hugos eigener Darstellung die Kritik, die ihm von Otto Salomon, Hermann Sauter und Norman Körber ("ich schäme mich vor Norman Körber" - eine Briefstelle Hugo Schmidts nach seinem Rauswurf aus der Berliner Mission) zu

teil wird - und darin Positionen des Neuwerks sichtbar machen lassen, die eine starke Anti-institutionelle Haltung erkennen lassen und der Vorwurf, stattdessen bei

Institutionen Schutz gesucht zu haben, die "mit Gewalt" ins Leben gerufen wurden, ist andererseits deutlich zu erkennen - daß Hugos Abwesenheit aus Deutschland ein Engagement erkennen lässt, dass die Betonung auf "VOLK" eine gefährliche Nähe zu den Idealen der Nationalsozialismus erkennen lassen - denen sich Pastor Hugo Schmidt ab 1933 jedoch stellen muss.

Die Veröffentlichung der Dokumente zu dieser Auseinandersetzung sind in Vorbereitung.

Die Infragestellung der Europäischen Mission mit einem - sich zwischen allen Fronten befindenden - Kampf gegen die "alten" Autoritäten, die nun vom Kampf und der Auseinandersetzung mit dem NS Staat aufgesogen werden - scheint mir in der heutigen Diskussion, die allzuoft einen Gegensatz am Werke sieht zwischen dem Weltkirchenbund und Israel, in der Beschäftigung mit den "Unheil" (so Hugo Schmidt) und oder den Irrtümern der kulturimperialistischen christlichen Mission und dagegen einen Einsatz des Weltkirchenbunds mit antijüdischen antiisraelischen und überhaupt antisemitischen Zielen behauptet - verbindet sich hier mit dem schmerzhaften Spannungsbogen der widersprüchlichen Biographien von Hugo und Ilse Schmidt, von Otto Salomon und A. Freudenberg oder Pastor Heinrich Grüber.

Und das Paradox der fehlenden Auseinandersetzung, die sich mit der Verschiebung der Tätigkeit der Einzelnen in den Untergrund, mit den zu versteckenden Rundschrieben, einer illegalen Tätigkeit "auch" erklären liesse - bleibt nach wie vor das Paradox einer fehlenden

Auseinandersetzung mit den Gedanken derer, die wie Hugo Schmidt dafür im Steinbruch des KZs Buchenwald "freudig bezeugen" mussten.

HUGO JOHANN HEINRICH SCHMIDT

Kurzbiographie:

Geboren am 1. August 1901 in Bohlenberge. Vater: Rektor Volksschule Oldenburg Heirat mit Hanna-Elisabeth, genannt Ilse, geborene Nebinger . Eintritt in (die evangelische Landeskirche Oldenburg) Ende 1924 Tätigkeit Hilfspfarrer

Verbindung mit der "Bruderschaft des Offenen Rings" (Georg Flemmig, Otto Salomon, Norman Körber) in den zwanziger Jahren Eintritt in (die Berliner Missions- Gesellschaft)

ca 1928/ 29 Erste Mission verschoben wegen Krankheit, Abfahrt 1930 Missionsort. Kidugala / Tanzania 1933 Entlassung aus der Berliner Mission und 1934 Rückkehr nach Deutschland Ende 1934 Aufnahme einer Pfarrerei in Zehdenick / nach 1936 zusätzlich Hilfspfarrer in Bad Belzig.

November 1936 Kontakt Pfarrer Link

1937/38 Rechtsstreit wegen Suspendierung

1938/39 Versuch der Eröffnung eines Altersheimes, häufige Reisen in die Schweiz

Herbst 1939 Verhaftung und am 17.10.1939 Einlieferung ins KL Buchenwald. In Buchenwald war Hugo Schmidt mit der Haftnummer 1266 und der Haftkategorie „Schutzhäftling“ (politischer Häftling) registriert. Er war im Block 33 untergebracht und zur Schwerstarbeit im Arbeitskommando „Steinbruch“ eingeteilt. (Mit freundlicher Genehmigung durch die Arolsen Archives, International center of Nazi Persecution)

Tod 17.4.1940.

BRIEFE

Bund deutscher Bibelkreise Wuppertal. Barmen, den 11. Juni 1931 e.V.
B.k.Parlamentstr. 19a Postschef-Konto: Essen 2812 Rechts B. R.
Geschäftsstelle Bankkonto: Städt. Sparkasse, Wuppertal-Barmen 2952
Fernsprecher 57700

Der Reichswart

Herrn
Missionar Hugo Schmidt Mwakaleli
Post Tukuyn Taganyika Ostafrika

Lieber Hugo!

Dein Gruß vom 8. Mai ist mir eine große Freude gewesen. Leider traf er nicht mehr rechtzeitig ein, um ihn mündlich weiterzugeben an die Schar der 2000, die in Greiz zur 4. Reichstagung beieinander waren. Aber ich denke, daß in der Verarbeitung der Zeitschriftenberichte Dein Wort aufgenommen wird. Ich habe es an Heinrich Oltmann weitergegeben. Wir dürfen mit großer Dankbarkeit zurückschauen auf diese Tagung. Sie hat etwas offenbar gemacht von der Entwicklung der letzten Jahre und hat die guten Früchte bündischen Wollens ins rechte Licht gestellt. Äusserlich war's ein packendes Bild. In wunderbarer Umgebung Zelt an Zelt. Aber davon kannst Du bald ausführlicher in unsern Zeitschriften lesen, die ich Dir dann zugehen lasse. Darauf kommt nun in der Tat alles an, daß in diese äussere Geschlossenheit innere Kraft und lebendige Frucht hineindringt. Nach einer solchen Tagung spürt man erst die ungeheuer große Verantwortung, welche mit der rechten Auswertung uns aufgelegt wird. In meiner Arbeit stehe ich in der dankbaren Gewissheit, daß nicht eigenes Wollen und Drängen mich hineingeführt hat. Es bedeutet viel, daß wertvolle Menschen und treue Freunde helfend und ratend mir zur Seite stehen.

Und nun Dein neuer Dienst. Wäre es nicht doch möglich, daß Du einmal für unseren Führerdienst ein Gruß- und Berichtwort schreibst? Viele unserer Generation, die hier heute mitarbeiten, würden sich freuen, von Dir einmal zu hören. Ich wünsche Dir von ganzem Herzen, daß Gott Dich dort mit Deiner lieben Frau täglich rüste zum Werk. Für den der Pfingsttagung zugedachten Betrag von M32,- danke ich Dir im voraus recht herzlich. Die Verwendung wird Deinem Wunsch entsprechend

erfolgen.

Unser friesischer Gau liegt mir begreiflicherweise sehr am Herzen. Mein Nachfolger im Landeswartamt ist nach Bentheim verzogen und hat seine Arbeit im BK aufgegeben. Nun suchen wir wieder einmal. Dieser beständige Wechsel schädigt die Entwicklung stark.

Im Augenblick stecke ich in den Vorbereitungen für die Weltbundkonferenzen in Amerika. Das Schiff geht am 15. Juli in Bremen ab. Vom BK aus wird ausser mir auch Heinrich Oltmann fahren. Getreu und herzlich Dir verbunden grüßt und dankt Dein Udo Smidt

*

Bund deutscher Bibelkreise

e.V. B.k.

Postschef-Konto: Essen 2812 Rechts B. R. Geschäftsstelle Heidterstr.7

Bankkonto: Städt. Sparkasse, Wuppertal-Barmen 2952 Fernsprecher 57700

Wuppertal. Barmen, den 7. September 1931 Parlamentstr. 19a

Herrn

Missionar Hugo Schmidt Mwakaleli Post Tkuynaganyika Ostafrika

Lieber Hugo!

Seit einigen Tagen bin ich nun wieder im Lande und habe mit dem Besuch der Weltbundkonferenzen in Nordamerika überaus anstrengende, aber auch ebenso anregende Wochen hinter mir. Was eben so an ersten kurzen Berichten geschrieben wurde, lege ich Dir bei, weil Du doch mit Deinen Gedanken oft bei uns und unserer Arbeit sein wirst. Unter der sich hier inzwischen angehäuften Post fand ich auch die Bestätigung über den Eingang Deiner Geldgabe. Hab noch einmal recht herzlichen Dank dafür. Inzwischen werden die Zeitschriften mit den Berichten über die Reichstagung Dich erreicht haben und Du hast hoffentlich ein klein wenig aus der Ferne von dem nacherleben können, was uns dort geschenkt wurde.

Mit unserer ganzen Arbeit sind wir ja in die Dunkelheit der gegenwärtigen Zeitlage hineingestellt und wir wissen nicht, was uns in wirtschaftlicher und politischer Beziehung der kommende Winter noch bringen wird. Die Anzeichen dafür, daß es eine bitterschwere Zeit geben wird, sind zu Mal hier im Industriegebiet handgreiflich nahe. Wir dürfen Dankbar sein, das

wir bisher für die Durchführung unserer Arbeit im Bund immer wieder empfangen haben an äusseren Mitteln was notwendig war. Es würde mir eine große Freude sein, wenn Du mir einmal aus Deiner dortigen Arbeit und Welt einen Freundesgruß schriebest, der dann evtl. durch den Führerdienst auch unsern Kreisen zugänglich gemacht würde. Ein Brief von der Missionsfront wiegt oft manchen langen grundsätzlichen Artikel auf.

In der Hoffnung, daß es auch Deiner lieben Frau gut geht und mit der Bitte um freundliche Grüße bin ich in alter Freundschaft

Dein Udo Smidt

*

Rundschreiben aus AFRIKA, verfaßt von Hugo und Ilse Schmidt

Beigefügt:

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Der anliegende 1. Rundbrief unseres lieben Missionars Schmidt gelangt mit erheblicher Verspätung zu Ihnen. Die Gründe dafür sind mannigfach. Nicht zuletzt hat die Ferienzeit die Aussendung verzögert, das das Inspektorenkollegium der Berliner Missionsgesellschaft vollzählig sein musste, um zu entscheiden, wie es mit diesen Rundbriefen gehalten werden sollte. Unser Freund Schmidt hat nämlich in der Beichte, die in Rundbriefen zusammengefasst werden sollen, in einer ungewöhnlichen Ausführlichkeit gehalten. Wer – wie ich – draußen gewesen ist, versteht das vollkommen. Die Neulinge in Afrika drängt sich alles Erleben, auch das kleine, so stark auf, da unser Freund Schmidt sowohl wie seine Frau Gemahlin eine gewandte Feder haben, haben sie beide ihre Berichte ausführlich gehalten. Wir wurden uns in der Leitung der Berliner Mission darüber einig, daß es einfach ausgeschlossen ist, Rundbriefe von dem dadurch gewonnenen Umfange aussenden zu können. Außerdem kommen die Kosten des Materials etc. hinzu. Diese Kosten fallen ins Gewicht, weil unser Missionar Schmidt rund 500 Adressen als Rundbriefempfänger angegeben hat. So wurde mit als Dezernent für Ostafrika die Aufgabe zuteil, die Berichte unseres Freundes Schmidt so zu kürzen, daß das, was ihm darzustellen am Herzen lag, doch zu seinem vollen Rechte kommt. Sie werden begreifen, meine sehr verehrten Damen und Herren, daß das eine schwierige Aufgabe war, die viel Zeit erforderte, zumal ich möglichst schonam umgehen wollte mit den Briefen ihres Freundes. Es sind trotzdem, wie Sie sehen, noch 19 Berichtseiten geblieben. Herr Missionar Schmidt ist gebeten worden, in Zukunft seine Rundbriefe den Gegebenheiten unseres Dienstes anzupassen. Wer von Ihnen die Originale zu

lesen wünscht, solle sich bitte an mich wenden, damit ich sie ihm zustelle. Wir haben in der Leitung natürlich nichts dagegen, daß die Berichte Schmidts in vollem Umfange seinen Freunden bekannt werden. Es ist uns nicht ganz sicher, ob sämtliche Damen und Herren, die diesmal den Rundbrief empfangen, wirklich Wert darauf legen, ihn fortdauernd zu erhalten. Herr Miss. Schmidt hat selbst bei einer größeren Zahl der uns genannten Adressen ein Fragezeichen gemacht, weil er von den betreffenden Herrschaften keine Nachricht bekommen hatte, ob sie seine Rundbriefe wünschen. Es ist uns aber sehr wichtig, eine Liste aller derer anzulegen, die seine Briefe in Zukunft wünschen. Eine andere Schwierigkeit, die mir als Dezernent für Ostafrika zu schaffen macht, ist die Frage nach der Notwendigkeit der „Obmänner“. Schmidt hat deren drei für die Verteilung der Briefe gewonnen. Der den **Neuwerk**leuten bekannte Hans Zimmermann, ferner den Pfarrer Hans-Joachim Bahr, Jassow bei Cammin und endlich Herrn Stud.Rat Hollwig in Oldenburg/O.. Rein sachlich genommen sind für die Versendung dieser Rundbriefe diese Obermänner ja nicht notwendig. Die Rundbriefe werden im Missionshaus vervielfältigt und nach der uns vorliegenden Liste von unserem Büro direkt an die Empfänger versandt. Den Versand an die Freunde Schmidts in den verschiedenen Teilen Deutschlands über die Obermänner geschehen zu lassen, würde ja für diese erhebliche Arbeit bedeuten, die ihnen erspart bleiben kann. Zum anderen würde dadurch der Sinn dieser Rundbriefe, wie er von der Berliner Mission verstanden wird, aufgehoben. Die Rundbriefe unserer Mitarbeiter auf den Missionsfeldern haben den Zweck, die Empfänger derselben zwar mit unseren Mitarbeitern aber auch mit unserem Werk enger zu verbinden. Und da kommt nun die letzte und schwierigste Frage: durch die Einsetzung von Obmännern wird etwas wie eine Organisation für unseren Missionar Schmidt geschaffen. Eine große Zahl der Empfänger der Rundbriefe wohnt aber in Teilen Deutschlands, in denen für andere Missionsgesellschaften gearbeitet

wird. Die Berliner Mission hat sich immer strikte an den Grundsatz gehalten anderen Missionsgesellschaften in ihrem Hinterlande nicht zu stören. Es könnte aber geschehen, daß eine auch noch so lose Organisation wie sie der durch Obmänner organisierte Rundbriefkreis Schmidts darstellt, als Störung empfunden würde. Es wäre mir sehr wertvoll, Ihre Ansicht über diese Frage zu erfahren. Zum Schluss würde herzlich Dankbar sein, wenn Sie an der Deckung der Unkosten dieses Rundbriefes ein wenig beitragen könnten. Deshalb lege ich eine Zahlkarte an und bitte Sie, bei etwaiger Einsendung eines Geldbetrags zu vermerken, daß Ihre Gabe "für den Rundbrief Schmidt" gedacht ist. Ich bin überzeugt, daß Sie diese Bitte recht verstehen werden; sie ist mir aufgezwungen durch die ernste Finanzlage unseres Werkes.

Mit verbindlichem Gruß

Ihr ganz ergebener

D. Ludwig Weichert

Missionsinspektor

P.S. Die genau Anschrift von Missionar Schmidt:

Herrn Missionar Hugo Schmidt Berlin Mission Mwakaleli P.O. Tukuyu Tangayika Territory East Africa

1. Rundbrief

Missionar Schmidt Mwakaleli, im April 1931

Liebe Freunde und Brüder!

Zuerst möchte ich euch herzlich danken für eure Antworten auf mein erstes Rundschreiben, die uns in ihrer Mannigfaltigkeit besonders gefreut haben. Auch für euch gilt das, die Ihr Euch nicht so schnell damit abfinden könnt, daß heute auf den Missionsfeldern noch weit Entscheidungsvolleres geschieht als in Europa und dabei doch über einen so großen Mangel an missionarischen Kräften zu klagen ist, desto mehr wird das Verständnis für meinen Schritt wachsen. Ja, ich hoffe sogar, daß auch der eine oder andere aus Eurer Mitte nachkommen wird, um unsere Front zu stärken.

Es ist für uns beide ein rechtes Leid, daß wir erst jetzt, ein gutes Vierteljahr nach unserer Ankunft in Mwakaleli, den 2.Rundbrief und den ersten Gruß aus Afrika schicken. Das lange Schweigen ist in dem übermäßigen Hetztempo begründet, das durch den frühen Zeitpunkt der Ausreise und die afrikanische Regenzeit bedingt war. Die Berichte geben einen näheren Eindruck

Am letzten Abend vor der Abfahrt des Schiffes noch wurde uns mit ganzem Ernst die Notwendigkeit nahegelegt, wenigstens alle paar Monate von uns hören zu lassen. Das ist auch unser Wunsch. Wir denken, es wird in Zukunft in unserer Macht stehen, ihn zu erfüllen. Das oft geäußerte Verlangen nach ausführlichen Beschreibungen von Land und Leuten, unserem Leben und Treiben, werden wir zu befriedigen suchen.

Aber auch weiterhin sind uns konkrete Fragen lieb als eine wesentliche Hilfe für die Berichterstattung. Darüber hinaus erbitten wir aber noch andere tätige Mitarbeiter von Euch. Ich nenne jetzt nur ein Gebiet: in den schweren Fragen, die uns Missionsleute die verhängnisvolle, oft tödliche Wirkung der europäisch amerikanischen Zivilisation auf das Stammesleben der afrikanischen Völker und die einzelnen Eingeborenen stellt, können viele von euch uns mit zur Klarheit helfen und vielleicht auch gangbare Wege zeigen, um den schwarzen Stämmen

ihre schöpfungsmäßige Eigenart zu erhalten. Es werden in unseren Berichten solche und andere Fragen auftauchen. Ich bitte, mir beim Suchen nach einer Lösung zu helfen, auch dann, wenn keine Aufforderung ergeht.

Herstellung, Vervielfältigung und Versand des Rundbriefes läßt sich von Afrika aus nicht bewerkstelligen, das alles besorgt das Berliner Missionshaus. Außerdem bin ich auf die Mitwirkung einiger aus eurem Kreise in der Heimat angewiesen. Zwei Freunde aus der Studienzeit haben sich zu meiner Freunde schon zur

Verfügung gestellt: der den Neuwerkleuten bekannte Hans Zimmermann und Hans Joachim Bahr, Pfarrer in Jassaow b.Cammin, der mich mit dem Wunsche überraschte, seine Gemeinde möchte die Patenschaft für unsere Arbeit übernehmen. Da eine Verschiebung unseres Reiseterns auf den 18.Oktober vorgenommen wurde, ließ es sich ermöglichen, auch persönlich Fühlung mit dieser kleinen pommerschen Landgemeinde zu erhalten, die gerade in der Zeit das 100 jährige Bestehen ihres Missionsvereins feierte.

Außerdem hoffe ich, daß D.Ludwig Weichert dann und wann Zeit zu einem Wort für euch findet. Als Dezernat des ostafrikanischen Gebietes der Berliner Missionsgesellschaft kann er in hervorragendem Maße Fachkundiges mitteilen. Besonders wünschen wir uns, von Euch allen zu hören, damit das persönliche Band bleibt und womöglich noch fester wird.

In herzlicher Verbundenheit Hugo J.H. und Hannah-Ilse Schmidt

In welch unermeßlich weiter Ferne erschien uns unser Reiseziel, als wir am Morgen des 18.Oktobers in Hamburg die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt trafen! Um zwölf Uhr sollte die Einschiffung stattfinden. Ein Abschiednehmen von Heimat und Lieben auf Jahre hinaus. Ob oder wann wir uns Wiedersehen dürfen? Zeit und Muße solchen Gedanken nachzugehen, gab's nicht. Seit dem Verlassen unseres Schweiburger Pfarrhauses bis zur Stunde der Abfahrt des Schiffes standen unsere Tage unter dem Zeichen des Drängens und Eilens. Wie schnell waren die wenigen Sommermonate mit der Auflösung des Haushaltes und dann in Berlin und Tübingen mit Lernen und Vorbereiten, mit Anschaffen der Ausrüstung, mit Besprechungen und manchen Reisen vergangen! Dazu kam Packen in Schweiburg, Rüstringen-Wilhelmshaven, in Oldenburg und Berlin. Nun waren es nur wenige Stunden, die wir noch auf deutscher, heimatlicher Erde zubringen sollten. Und auch diese kurze Frist musste ausgenutzt werden bis zuletzt. Es war gut so. Es gab keine Zeit, unnötigen und trüben Abschiedsgedanken nachzuhängen. Und klang doch auch Im tiefsten Grunde unseres Herzens Freude, nichts als Freude! Vergessen waren Mühen und Ungemach, wie sie das Auflösen und Abgeben von Haus und seitheriger Arbeit und das darauffolgende Nomadenleben mit sich brachten. Nur eines stand vor

unsern Augen: der Weg ist geebnet, und wir sind bereit und frei zum Dienst!
Strahlend bricht die Sonne durch schwere, dichte Regenwolken, als langsam der mächtige Schiffskoloß sich in Bewegung setzt. Und sie bleibt Siegerin in ihrem Kampf mit dem dunklen Gewölk. Ein Bild unserer jetzigen Stimmung:
Abschiedsweh-Zukunftsfreude.....

Verhallt sind die letzten Grüße, verschwunden der letzte Schimmer winkender Tücher. Sacht gleitet der Dampfer elbabwärts der offenen See zu. Jede Stunde entfernt uns mehr von der heimatlichen Erde und allem, was uns dort lieb und teuer ist und bringt uns näher zu dem fernen, fremden Ziel. Beim Denken an den vor uns liegenden unbekanntem Weg erinnert uns der Lehrtext des heutigen Tages an die Nachfolge des, in dessen Dienst wir ausziehen: Matth.8.20. „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlegt. Du, der nicht hatte, wo man sich legt, obgleich Dein Wort alle Dinge trägt: Gib Deinem Volk auf dem Erdenplan überall Türen, die aufgetan, Wohnungen des Friedens, Hütten voll Segen‘ und bring uns dann auch von unseren Wegen zurück nach Haus!“
Hannah-Ilse-Schmidt.

Seereise

Die Felsen von Gibraltar tauchen im Morgenglanz auf. Die Berge der nordafrikanischen Küste sind geheimnisvoll in Nebel gehüllt. Das Schiff gleitet ruhig über das nur wenig bewegte Wasser. Vor ein paar Tagen noch war es anders. Zu den Mahlzeiten hatte man Holzgitter auf dem Tisch befestigt, um Schüsseln und Teller vor dem Herabgleiten zu schützen. Wir gehörten zu den wenigen seefesten Passagieren und standen auch hier, um den besonderen Genuss zu haben mehrere Meter auf und ab zu Schaukeln und uns an dem wundervollen Farbenspiel des Wassers zu freuen. Eine riesige Sturzwelle ergießt sich über uns. Lachend schütteln wir uns, schmecken das Salz im Munde. Also umziehen! Hinüberbalancieren, die Planken sind nass und glatt. Es schaukelt mächtig. Ein Pfiff und kurzes Kommando dringt an unser Ohr. Sofort spannen 10 bis 12 Matrosenfäuste ein dickes Tau zum Festhalten. So gelangten wir glücklich in unsere Kabine.

Einige Stunden später. Näher und näher rückt die fremdartige Landschaft. Spanien ist hinter uns verschwunden. Vor uns kahle Bergkegel, eine Hafengebucht. Zur Linken auf ragendem Berg eine weiße, zackige Mauer. Eine alte maurische Burg? Die spanische Flagge wird gehisst. Landungsvorbereitungen. Man drängt ans Land. Zum ersten Male auf afrikanischem Boden. Leute, die marokkanische Hafenstadt. Wirres, Buntes Treiben. Wir schieben uns durch Schwärme dunkelhäutiger Araber, die schreiend und drängend ihre Waren feilbieten. Wir wollen weiter. Tetuan ist unser Ziel. Was alles auf der geteerten Autostraße, dem

einzigem gepflegten Wege des Landes, daher kommt: Esels-Karawanen, zu beiden Seiten der Tragsättel mit langen Balken beladen, oder mit Körben und Säcken, in denen Ziegelsteine, Holzkohlen oder Lebensmittel sind. Reiter sitzen seitlings auf ihren Tieren, nicht selten zwei auf einem Esel. Lange Gewänder, Turbane oder spitze Kapuzen auf dem Kopf. Frauen im schwarzen Kleid, tief verschleiert. Farbige Soldaten, mit rotem Fez zu Fuß oder beritten, in Burnus und Turban. Beim Anblick der Europäer präsentieren sie, schmetternde Musik ertönt, Trommeln und Trompeten.

Tetuan. Weiße Häuser, flache Dächer mit Zinnen, hohe fensterlose Mauern straßenwärts. Nur in wenigen neuen Straßen können Autos fahren. Nun geht es in die alten Viertel, Enge, schmutzige Gassen, gelegentlich überwölbt, gegenüberliegende Häuserfronten sind durch Mauerwerk verbunden. In der einen Straße leben die Schuster, in der anderen die Gemüse- und Lebensmittelhändler, Haus an Haus. Jedes Gewerbe hat seinen Bezirk.

Tiefen Eindruck machte aus uns das Judenviertel. Da sitzen sie in ihren engen, dunklen Höhlen und bieten feilschend ihre Waren an. Armut, Schmitz, Verkommenheit. Alte, weißhaarige Männer mit zerfurchteten Zügen, dunkle, sehende Augen in jungen Gesichtern. Fratzen mit Spuren einstiger Schönheit. Scharen hungernder Kinder, scheu und zugleich zudringlich. Keine harmlose Fröhlichkeit. Alles leidbedrückt.

Am nächsten Morgen. Wir stechen in See. Das bläuliche Atlasgebirge ist im Sonnenglanz gut zu sehen. Dahinten also kämpfen, arbeiten und schmachten die 28000 deutschen Fremdelegionäre. In Marseille sollten wir noch einen Trupp junger Leute sehen, die anscheinend zum Einkleiden gebracht wurden, von bewaffneten Soldaten begleitet, um dann ins Elend herübergeschickt zu werden.

Malaga, Palma de Mallorca, die schönste Balaaren, Marseille das sind Häfen, die wir anlaufen. Der Raum fehlt, um das Gesehene zu erzählen. Ein Freund zeigt uns die Riviera, Nervi, Santa Margerita, Ragello. Der Himmel ist dicht verhangen. Hier und da regnet es. Man muß die Riviera im Sonnenschein sehen, behauptet unserer Führer. Aber wir finden auch so besonders reizvoll und wunderschön.

Spät sind wir zurück am Empfangsgebäude. Ein Mann der Hafenvache, eine faschistische Freiwilligentruppe, die unentgeltlich nur gegen Verpflegung dient, führt uns zuvorkommend und freundlich durch die weit verzweigten Hallengänge zu unserem Schiff.

Wir waren die einzigen deutschen Missionsleute auf dem Schiff. In einer anderen Klasse fuhren noch einige Schwestern, entweder katholische oder hochkirchliche.

Zwei kathol-belgische Laienbrüder waren noch bei uns, jedoch halten sie sich so zurück, daß wir nur wenige Worte gewechselt haben. Gefreut hat es uns aber, als wir in den letzten Tagen bei ihnen die im Furche Verlag erschienen Übersetzung des Buches von Stanley Jones sahen „Christus am runden Tisch! Die anderen Passagiere: wenig Deutsche, meist Engländer. Eine Filmgesellschaft, ein paar Pflanzer, einige Pflanzungsangestellte – die wirtschaftliche Lage ist auch in Afrika sehr schlecht – ein paar Jäger und Vergnügungsreisende, viele englische Beamte, Offiziere und Angestellte.

In Genua erhaltene Heimatpost hat uns sehr erfreut und lange beschäftigt.

Nun kommt Port Said, die Kloake Afrikas, Asiens und Europas. Im Simon-Arzt-Store, einem Warenhaus europäischen Stils für die Tropen, machen auch wir noch Einkäufe zur Vervollständigung der Ausrüstung. Europäer bedienen, hochgewachsene Schwarze in Landestracht tragen die Waren herbei. Man hört englisch, französisch, deutsch, griechisch und italienisch sprechen. Hier gibt es auch keinen Sonntag, nicht einmal eine feste Arbeitszeit. Wenn Schiffe da sind, und das ist meist der Fall, wird die gante Nacht hindurch verkauft. Ein schweres Leben für die Angestellten. Wie lästige Fliegen umschwirren einen draußen Zauberkünstler und Straßenhändler aller Art. Postkarten-Verkäufer haben in einer verborgenen Tasche schmutzige Darstellungen und wagen sich damit an jeden männlichen Europäer heran. Wie beschämend für uns Weiße! Jeder Droschkenkutscher und Chauffeur will uns fahren. Mit erstaunlicher Findigkeit unterscheiden die meisten die Nationalitäten der Ausländer voneinander und werden je nach dem mit englischen, deutschen oder französischen Brocken um sich. Unverschämte Preise, 6-8 Shilling für wertlosen Tand wird gefordert. Man läßt aber bis auf 1 Shilling und darunter mit sich handeln.

Bei Nacht durch den Suezkanal. Große Lichter sind an Bord gebracht und ein riesiger Schweinwerfer, der ganz vorn Aufstellung findet. Auf dem Vorderdeck stehen eine Anzahl kleiner Boote und die dazu gehörende fabrige Besatzung. Häufig müssen wir halten, wenn uns ein Schiff begegnet. Noch vor dem Stoppen werden die Boote herabgelassen. Wer dabei nicht in seinem Boot ist, läßt sich blitzschnell herunter. Im Nu ist man an Land und unser „Adolf Woermann“ wird gleich nach dem Halten festgemacht. Das entgegenkommende Schiff fährt vorbei. Unsere Raue werden losgemacht. Schon setzt sich der „Adolf“ in Bewegung. Die kleinen Boote kommen flink nach, werden an den Krantauen befestigt. Ehe man sich's versieht, stehen sie wieder auf Deck und ebenso schnell ist die Bemannung die herabhängenden hinaufgeklettert. So geht es an die Dutzend Mal, immer wie am Schnürchen. Man sagt, wir hätten Glück, daß wir nicht häufiger halten brauchten. Das Ende des Kanals Suez, erreichten wir früh am Vormittag. Nach

einer ganz kurzen Pause geht es weiter. Unsere schwarzen Begleiter sind schon im Fahren ausgebootet. Dem nächsten Schiff, das nach Port Said zurück fährt, werden sie in derselben Weise dienen, wie uns.

Im Roten Meer. Sonst ist es meist drückend heiß, oft windstill oder der feine Staubsand, den der heiße Wüstenwind bringt, füllt die Luft und dringt durch jeden Verschuß. Wir haben es einzigartig. Die alten Seeluete entsinnen sich keines so guten Wetters. Eine starke Brise weht vom Indischen Ozean her uns entgegen, sodaß es stattliche Wogen gibt und hohe Spritzer. Wir werden ordentlich durchgeschaukelt, ähnlich wie in Biskaya. Wir halten Ausschau nach Sinai, aber man sieht nichts, die Nacht kommt schnell. Und doch bleibt die Erinnerung an das gnadenreiche Handeln unseres Gottes lebendig. Wie war es eigen, den Weg zu kreuzen, den das versklavte Gottesvolk zurückgelegt hat, als es aus seinem Knechtshaus Ägypten herausgeführt wurde. Wie hat das fleischlich gesinnte störrische und abgöttische Volk immer wieder dort drüben in der Wüste die Barmherzigkeit und Treue des lebendigen Gottes erfahren, wenn es bundbrüchig wurde! – Jetzt sind wir auf derselben Straße, die schon Salomos Schiffe befuhren. - -

Mehrere Tage später halten wir der Küste zu. Mombassa mit seinem Hafen Kilindi werden wir mit einiger Verspätung erreichen, die von dem starken Gegenwind im Roten Meer herrührt. Nach einer Fülle von Festen, die durch eine Menge sportlicher Wettkämpfe und das Überqueren des Äquators veranlasst waren, arbeitet nun auch ein großer Teil der Reisenden emsig. Koffer müssen gepackt und das Gepäck bereit gestellt werden. Schon legen wir an.

Jetzt sind wir wirklich bei den Mohren! Wir starren sie immer wieder an, diese schwarzen, sehnigen Gestalten, ob sie nun am Kai herumlungern, oder an Bord arbeiten, um Gepäck und Fracht zu löschen. Ihr mögt es nicht glauben, aber es geht uns einen Augenblick wie Kindern, die es gelüftet, mit dem Finger zu prüfen, ob die Schwarzen wirklich nicht abfärben. Es ist uns noch alles so fremd. Mich zieht es mächtig an. Auch Ilse überwindet die anfängliche Scheu bald, besonders, als wir am Spätnachmittag an Land gehen. Kokospalmen mit ihren großen, bald reifen grünen Früchten ragen in die Höhe. Riesenhafte Affenbrotbäume spannen ihre Kronen aus. Die Stämme haben einen Umfang von 12-20 m. Wieviel 100 Jahre mögen sie alt sein? – Wir wollen zu den Eingeborenendörfern und sind froh, daß ein Schwarzer, der schon lange bei Tanga gelebt hat, uns begleitet. Wenn er sich mit den Leuten auf Kiswaheli unterhält, merken wir so recht, wie wenig wir können. Immer wieder wird unser Auge von neuem gefesselt. Wie spitze Stacheln ragen 4-6 m hohe Pyramiden aus dem Gestrüpp oder der kahlen, roten Erde. Es sind Termitenhügel, fast so hart, wie Gestein. Da fängt das erste Dorf an. Rechts und links des breiten Weges Hütten,

wirkliche Negerhütten. Die wenigsten Hütten haben Gras- oder Strohdächer, sondern sind aus zusammengesuchten Blechen gefertigt. Alte Stücke Wellblech, aufgeschnittene Oelkannen u.a. tun den Dienst. Aus einiger Entfernung schauen uns neugierige Kinder an, die bloßen Füße schauen unter langen, bis auf den Boden reichenden Mädchenkleidern vergangener Jahrzehnte lustig hervor. Da stolziert barfußig ein halbwüchsiger Junge. Unter der europäischen Jacke hängt, damit der kostbare Besitz auch von allen Seiten sichtbar sei, das rosenfarbige Hemd über der Hose herunter. Ein anderer wandert mit dem Spazierstock unter dem Arm. Schwarze verhüllte Frauen, von denen nur die Augen sichtbar sind, schleppen allerhand Lasten auf ihren Köpfen. Wenn man Schuhe besitzt und der Weg ist schmutzig, trägt man sie auf dem Kopfe, erklärt unser Begleiter. Er hat recht, wie wir später sehen. – Ein großer ausgedehnter Sportplatz sogar mit Tribünen. Wazungu-Europäer steht daran. Jetzt sitzen schwarze Kinderwärterinnen mit ihren weißen Schutzbefohlenen dort. Eifrig mit zünftiger Sportkluft bekleidet, spielen eine Schar Neger Fußball – barfuß. Rings um den Platz stehen und hocken Zuschauer, die mit Spannung dem Spiel folgen. Leuchtend blitzen die weißen Zähne in dem dunklen Gesicht. Teeverkäufer klappern geschickt mit 2 Porzellanschälchen in der hohlen Hand, mit der anderen schwingen sie den blinkenden Messingbehälter oder den schmutzigen Emaillekeessel. Dabei rufen sie laut, aber es gelingt ihnen nicht, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken – Auf einem anderen Platz in der Nähe spielen Inder und Goanesen. Im Zentrum ein schwarzer Verkehrspolizist, dem die Menge der Autos und Rikschas willig gehorcht. Er kann es in Bezug auf Sicherheit, Übersicht und Geistesgegenwart mit seinen weißen Kollegen in Berlin am Potsdamer Platz aufnehmen.

Nachts hindern Hitze und Lärm das Schlafen. Zwei Tage und Nächte wird fast ununterbrochen am Löschen der Ladung gearbeitet. Riesige Kissen mit Flugzeugen, eine kleine Lokomotive und eine Masse(?) von Schienen. Dann werden große Ballen mit Sisal(?) eingeladen, einer hanfartigen Faser, die aus den dickfleischigen Blättern einer Agave gewonnen wird.

Am dritten Morgen kommen aus dem Vorderdeck eine Menge von farbigen Passagieren, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Nun spielt unsere Musik den üblichen Abschiedsmarsch, während wir langsam in den Ozean hinein fahren. Nur noch wie Tage, dann sind wir am Ende unserer Seefahrt – Daresalaam

Hugo G. Schmidt.

Bericht über die Inlandreise.

Frohen Herzens treten wir um Mittag aus dem Zollschuppen hinaus in den strömenden Regen, erleichtert, daß unser umfangreiches Gepäck ohne

Schwierigkeiten die Kontrolle durchlaufen hat. Nun kommt die Freude ins Herz, daß wir unser erstes Reiseziel erreicht haben.

Aber Zeit zum Nachdenken ist nicht vorhanden. Von allen Seiten werden wir umdrängt von Eingeborenen, die uns auf ihren zweirädrigen Rikschas fahren wollen. Wir ziehen es jedoch vor, des starken Regens wegen ein geschlossenes Auto zu benutzen. „Evangelische Mission“. Schnell werden wir handelseinig über den Preis, der Araber scheint auch froh zu sein, daß er hier nicht mehr länger zu stehen braucht.

Nun geht es los. Eben sehen wir noch, wie die stämmigen Schwarzen, die ein E.R. an den zerissenen Kittel tragen (die Initialien ihrer Firma Emil Ruppel) unsere letzten Sachen zum Lastwagen bringen. Nach ein paar Minuten halten wir schon vor einem sehr stattlichen, zweistöckigen Gebäude, das umgeben von einem Palmenwäldchen an der Einfahrt des großen Hafenbeckens liegt. Ich bin nicht wenig verblüfft, sondern Eindruck gemacht hatte, vor allem wegen der hervorragend schönen Lage, aber auch wegen der schlichten Linien des großen Gebäudes. Unser Obersteward, ein seit vielen Jahren an der Küste erfahrener Mann, hatte es als „katholische Mission“ bezeichnet.

Der Autofahrer wird sich geirrt haben. Meine Frau blieb im Wagen, ich springe zum Hauseingang hinüber. Ein großer Flur, anscheinend für Wirtschaftsräume. Da führt eine Treppe nach oben. Ich steige hinauf und sehe auf große, luftige Veranden. Wir sind wirklich am rechten Ort, denn da kommt mir Schwester Anne von Waldow entgegen. Sie hat mit uns in Berlin Sprachstudien getrieben und war gestern abend zu Begrüßung auf unserem Schiff.

Jetzt sitzen wir oben in unserem luftigen Zimmerchen, das neben andern auf dem Dach des Hauses angelegt ist. Wir haben die von Regenströmen durchnässten Sachen aus den gebrachten Koffern zum Trocknen zurechtgehängt und können uns nun ausruhen. Dem Stationmissionar geht es nicht gut. Er hat eine Grippe, konnte uns deshalb nicht auf dem Schiff in Empfang nehmen und auch jetzt nur kurz begrüßen. Seine Frau ist im Hospital. Ihnen ist gerade ein Kind geschenkt ihr erstes Töchterlein. Deshalb hat Schwester Anna viel zu tun. Sie ist zur Hilfe herbeigeeilt aus Maneromango, neben Daressalaam, Hauptstation unserer Mission unter dem Wasaramo, die das Küstenland bewohnen.

Unsere Gedanken wandern zu den Menschen, unter denen wir arbeiten sollten. – Wie war es doch eigentlich traurig, daß all das, was heute vorgegangen war, am Sonntag geschah. Alle Transportleute in Daresalaam, der größte Teil der Schiffsbesatzung und wieviel Büros sind in angestrenzter Tätigkeit, um die aussteigenden Passagiere abzufertigen und die umfangreiche Ladung zu löschen. Der Lärm der Arbeit geht Tag und Nacht ununterbrochen weiter und lässt keine Ruhe zu. Wem kommt es da zu Bewusstsein, dass Sonntag ist, und dabei ist heute Totensonntag!

Unsere Gedanken wandern einige Tage zurück. Wir freuen uns wieder über das in Tanga Erlebte. In dem kleinen Motorboot, das uns von der Reede an Land brachte, wurden wir bekannt mit einer Schweizer Familie, die in Tanga ansässig ist. Die Eltern haben gerade ihren aus Europa gekommen Sohn abgeholt. Da der Mann vor dem Kriege Missionskaufmann war, kommen wir uns als Missionsleute schnell nah. Sie holen uns, zurechtzufinden.

Tiefen Eindruck machte auf uns das schlichte Denkmal für die im Weltkrieg bei der siegreichen Abwehr der vielfachen Übermacht gefallenen Deutschen in der Schlacht bei Tanga. Mitten auf einem grünen Platz eine Gruppe alter Bäume. Am mächtigsten in der Mitte hängt eine Tafel, aus der die Namen der Gefallenen stehen. Zuoberst der Hauptmann von Prince, der in Ostafrika aus den Eingeborenen,enaufständen berühmte Sakapani. Dann unter den Europäern – welche Freude und Überraschung – die Reihe der gefallenen Askaris.

Draussen vor der Stadt, auf der andern Seite der Bahn wohnt die kleine Gemeinde der eingeborenen Christen. Ihretwegen sind wir an Land gegangen.

Als wir unsere neuen Schweizer Bekannten besuchten, hörten wir, daß nur alle paar Monate ein Missionar aus den Usambarabergen herunterkommt. Sie sind darüber sehr traurig, den deshalb findet nur selten ein deutscher Gottesdienst statt zum großen Schaden für die zahlreiche deutsche Bevölkerung. Eine der Hauptstützen der Christen ist der eingeborene Pastor Jakobo, den ich aus Erzählungen D. Johanßens und anderen Berichten der Bethel-Mission gut kenne. Ihn hofften wir zu treffen.

Da hocken um einen Baumstumpf ein paar Jungen, einige lesen aus einem Buch, ein anderer hat eine Tafel im Arm und schreibt. Sie sind so eifrig,

daß sie uns erst bemerken, wie wir vorüber gehen. Ein anderer in der Nähe ist so vertieft, daß er gar nicht aufschaut. – Dort sehen wir unter hochragenden Palmen einige grasgedeckte Hütten um einen Platz herum. Auch eine Glocke hängt da. Wir nennen Jakobs Namen. Kinder, die uns mit großen Augen angestaubt haben, eilen davon. Da kommt auch schon eine schlanke, mittelgroße Gestalt in einem langen, farbigen schlichten Gewand. Ja, es ist Jakobo. Wir wechseln den Suaheligruß „Jambo“. Mit Hilfe unserer kleinen Dolmetscherin, eines deutschen Schulmädchens, machen wir uns bekannt. Nun schütteln wir einander kräftig und froh die Hand. Es ist für uns das erste Mal, daß wir einen Schwarzen so begrüßen. Einen tiefen Eindruck macht uns, daß dieser erste ein ganz tapferer Kampfgenosse ist. Er hat während der langen Jahre der Verwaistheit nach der Vertreibung der Missionare die kleine Christengemeine mit dem Wort des Lebens gestärkt. Ja, er hat auch ganz selbstständig ohne weiße Hilfe mit seinen Genossen mannhaft den Kampf gegen den hier mächtigen Islam geführt und durch das Zeugnis der Wahrheit etliche zu gewinnen gesucht.

Jakob zeigt uns die kleine Schule, erzählt von dem Neubau, der bald in Angriff genommen werden soll. Dann geht's in das neue, schmucke Kirchlein. Die ganz schmalen, langen Fensteröffnungen geben ihm ein eigenartiges Gepräge und sorgen dafür, daß eine angenehme Kühle herrscht.

Wir treten an das Orgelharmonium, auf die dringenden Bitten unseres Begleiters spielt Ilse. Er singt uns mit leuchtenden Augen das bei allen Christen Afrikas tiefeingewurzelte, schlichte Lied, natürlich auf Kisuaheli:

„Gott ist die Liebe, läßt mich erlösen, Gott ist die Liebem, er liebt auch mich. Doch sag ich's noch einmal: Gott ist die Liebe, er liebt auch mich!“

Dann singen wir gemeinsam, jedes in seiner Muttersprache:

„Schönster Herr Jesu, Herrscher aller Enden! Schön sind die Blumen, schöner sind die Menschen In der frischen Jugendzeit. Sie müssen sterben, müssen verderben, doch Jesus lebt in Ewigkeit! -----“

Jakobo ist ganz zutraulich geworden, so dürfen wir sogar in seine Wohnung. In zwei Zimmerchen stehen einige schmale Bettstellen mit richtigen kleinen Moskitonetzen. Da ist ein Arbeitspult mit einem Bücherbrettchen darüber. Alles ist so nett, sauber und ordentlich, daß es seine Lust ist, es anzusehen. Schon hat Jakobo sein an der Wand

hängendes Horn ergriffen. Daußen beginnt es zu blasen, und von allen Seiten kommen Männer heran, während es klingt:

„Lebe den Herrn, en mächtigen König der Ehren!“ Kommet zu Hauf - - - -
-! Alte und Junge sind gerade von der Arbeit zurückgekehrt. Nun stehen sie im Halbkreis um uns herum. Jakobo erklärt ihnen unseren Besuch. Wir wechseln ein paar Worte. Leider reicht die Zeit nicht mehr, auch noch einen Lobgesang hören zu lassen. Aber es klingt in unserm Herzen.

Es ist doch etwas Wundersames, in noch so kümmerlicher Form – wir konnten uns ja kaum verständigen, - ein wenig erfahren zu dürfen: „Ihr seid alle eins in der Gemeinschaft mit Christus Jesus. Es gibt hier keinen Unterschied mehr zwischen Juden und Griechen, Beschnittenen und Unbeschnittenen, Barbaren und Scythen, Sklaven und Freuen. Sondern Christus gilt alles, und er wohnt in allen! (Gal.3, 27.Kol.3,11) –

In Daressalaam sollten wir einen solches Stündchen innerster Erquickung mit unsern schwarzen Glaubensgenossen nicht mehr haben. Ein Telegramm aus dem Inland sagte uns, es sei die höchste Zeit zur Abreise, wir hätten sonst wahrscheinlich bis Mai keine Möglichkeit mehr durchzukommen.

Während der acht Tage unserer Anwesenheit waren wir so gehetzt, daß wir nicht einmal mehr ins Christendorf hinüberfahren konnten. Dem Missionsgrundstück gegenüber auf der andern Seite der Wasserstrasse liegt es. Auch das Land, die eine Halbinsel, der Ngambo, gehört unserer Mission. Dort haben unsere Eingeborenen ihre Kirche.

Den schwarzen Pastor, Martin Ganysia, konnte ich kurz begrüßen. Ich sah ihn auf der Veranda vor dem Zimmer des Stationsmissionars, der mit andern zu sprechen hatte. Wir setzten uns in eine der Nischen auf dem Mauervorsprung, versuchten, uns ein wenig zu verständigen, was aber nur kümmerlich gelang. Pastor Martin hat in unserm Bezirk getan, was Jakobo in Tanga tat. –

Schon vor uns bei unserer Ankunft haben wir es in allen Tonarten gehört: „Ihr wisst ja noch garnicht was Afrika ist.“ Gleich in der ersten Nacht sollten wir etwas davon merken. Wir hatten unsere müden Glieder mit einiger Not auf den Krateln (einheimische Bettgestelle mit ausgespannten Stricken als Matratze) zurechtgelegt. Es war ein Kunststück, nicht in ein

Loch zu geraten. Die Enden des Moskitonetzes wurden sorgfältig unter die Matratze gesteckt. Aber – o weh – meine Beine waren erheblich zu lang. Ich stabilisierte mich in der wiegenartigen Höhlung als ein rechtes Fragezeichen. ...(Gekürzt)

*

Am 1. Mai 1932. Miss.Schmidt Magoje P.O.Tukuya

Ihr lieben Freude!

Erst kürzlich erhielten wir die Nachricht, daß ein zweiter Rundbrief abgeschickt sei. Es war uns sehr schmerzlich zu hören, daß die Krankheit des Ostafrikainspektors der Grund für die späte Zustellung des Rundbriefes war. Wir hoffen, daß seine Genesung vollständig geworden, sodass er sich mit ganzer Kraft den großen ersten und entscheidungsvollen Aufgaben widmen kann, deren Lösung der Wiederaufbau der ostafrikanischen Inlandarbeit erfordert.

Ich gebe nun einige Aufzeichnungen an Euch weiter, aus denen auch etwas von diesen großen Aufgaben sichtbar wird. Teils stammen sie noch aus der Mwakaleli-Zeit(?), teils berichten sie von einer Safari in unsere Provinzial-Hauptstadt. Von unserer jetzigen Tätigkeit und Lage will ich Euch jetzt ein wenig erzählen.

Wir erfahren es dauernd, daß es unsere Schwarzen mit der Wahrheit nicht genau nehmen. Auf Fragen antworten sie das, von dem sie annehmen, der Sungu höre es gern. Wie groß ist die Gefahr irgend eine suggestive Frage zu stellen. Oft ist es nahezu unmöglich, hinter die Wahrheit zu kommen. Zu widersprechen empfindet der Schwarze als Unhöflichkeit, die man möglichst zu umgehen hat. Natürlich geschieht das meist auf Kosten der Wahrheit. Das Vermeiden von Lügen fällt auch unseren schwarzen Christen schwer. Gilt es doch als ganz unmöglich, den eigenen Stammesgenossen dem Europäer gegenüber als Missetäter anzugeben. Selbst wenn es sich nur um eine geringfügige Kleinigkeit handelt. Ist im Haushalt etwas gestohlen, zerbrochen oder auf merkwürdige Weise verschwunden, ist irgend etwas Schlimmes angestellt worden, nahezu jedes Verhör endet mit der überzeugenden Zusicherung „ndisi“, - ich weiß nichts davon. Umso größer ist die Freude, wenn man den Sieg des Lichts einmal erleben darf. – Es war in den Anfangsmonaten. Ich stehe an unserm Regal – einen Geschirrschrank haben wir nicht. Ich habe eben entdeckt, daß unsere einzige Suppenschüssel „gestorben“ ist. Unser Hausjunge muss sie „gemordet“ haben; so drücken sich unsre Leute aus. Halb zerknirscht, halb trotzig steht er vor mir. Das Zählen ergibt, dass zu acht Tassen nur

noch eine Untertasse vorhanden ist – „Warum redest du noch freundlich mit mir?“ fragte der Junge. Er hat einen wohl verdienten Zornesausbruch erwartet. Diese Gegenstände sind hier ja Kostbarkeiten. „Ich möchte dir helfen, daß du mir keine Unwahrheiten sagst“, gab ich zur Antwort und fügte hinzu: „Die Sachen können mit Geld bezahlt werden. Es gibt aber etwas, was nicht mit Geld bezahlt werden kann. Und wenn du das mordest, so kann alles Geld der Welt es nicht wieder lebend machen. Das macht mich sehr, sehr traurig.“ Er sah mich fragend an. „Du sprichst von meiner Seele?“ meinte er unschlüssig. In seiner Kindheit hatte er manches gehört und gelernt. Später aber war er leichtfertig geworden und verkehrte Wege gegangen. Der Krieg und viele Eindrücke verrotteten Europäertums waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. – „So ist es.“ Er besann sich eine Weile, in seinen Zügen arbeitete es. Eine Wolke von finsterem Trotz legte sich auf sie. „Es gibt eine Macht, die größer ist, als die Finsternis.“ Ich weiß nicht, ob ich es laut sagte, ich glaube kaum. „Ich bete jeden Tag darum, daß ich gut werden kann, aber es hilft nichts“, stieß er plötzlich hervor. „Es hilft nichts? Glaubst du, was du sagst?“ Er senkte den Blick und antwortete nicht. Absichtlich ließ ich ihn dann allein mit seinen Gedanken. – Am Abend desselben Tages merkte ich, wie er nach einer Gelegenheit suchte, mit mir zu sprechen. Trotz und Reue führten noch Kampf. „Du willst mit etwas sagen?“ half ich ihm endlich. „Ich habe gelogen, es tut mir leid, verzeihe mir“. Es kostete Gewalt, bis die Worte heraus waren. „Ich verspreche dir, nicht mehr zu lügen.“ „Kannst du das?“ Wieder senkte er den Blick. „Ich will darum beten“, kam es leise von seinen Lippen.

Er muss es getan haben. Lügen habe ich seitdem nicht mehr von ihm gehört. - - - - - Scharenweise strömten gleich in der ersten Zeit die Kranken herbei, als sich die Kunde mit unglaublicher Schnelligkeit herumgesprochen hatte, daß das „Hospital“ seine Türen wieder geöffnet hatte. Es ist eine Bambushütte, grasgedeckt, mit Lehmfußboden, in drei Räume eingeteilt – ein Behandlungsraum, zwei zum Unterbringen der Schwerkranken. Der Wind pfeift durch die Ritzen, der Regen dringt durchs Loch, dem Boden entsteigen unzählige Sandflöhe, die sich mit Wollust in die Füße einbohren. Was tuts! Froh und begeistert geht's ans Werk. Oft waren es sechzig, die an einem Vormittag untersucht, behandelt, verbunden, mit Medizin versehen sein wollten. Schnell kamen die Sorgen. Woher nehmen? Meine kleine Privatapotheke war nicht für solchen Massenverbrauch berechnet, die allenfalls entbehrlichen Täschestücke(?) waren auch schnell verbraucht. – Mir ists noch heute ein Wunder, wie es

möglich war, bis zur ersten Sendung aus der Heimat – nach ungefähr einem halben Jahr – durchzuhalten.

So konnte es kommen, daß zufällig die mit Tinte geschriebene Adresse von der leinenen Umhüllung meines Weihnachtspakete als anderer Verband genau auf der Rückfront eines kleinen Dreikäsehochs prangte, von der Mutter mit besonderem Stolz zur Schau gestellt. –

Mit der Verständigung war es anfangs sehr mühsam. Bei unserem Eintreffen in Mwakaleli waren uns selbst die Grußformen noch unbekannt. Und diese spielen eine nicht unbeträchtliche Rolle im Leben unserer Eingeborenen. Am leichtesten ist es des Morgens früh oder auch zu andern Tageszeiten, wenn uns jemand zum erstenmal des Tages begegnet, sogar noch abend heißt es dann: „Du hast geschlafen?“ – „Ja, danke, du hast auch geschlafen?“ Aber wehe dir, wenn du zum zweitenmal des Tages jemand siehst und ihn so begrüßen würdest! „Du hast gearbeitet“ – „Du hast dich vergnügt“ – oder hat er einen Tag zurückgelegt „Du bist gekommen“. Es gilt den richtigen Gruß zu wählen. Dazu muss nun bei jeder einzelnen Begegnung die Schwarzen von einander unterscheiden..... (Seiten fehlen)

Morgens früh werden wir durch Hämmern und Klopfen geweckt. Unser Tischler nutzt die kühlen allerersten Morgenstunden, um später in der glühenden Mittagshitze nicht arbeiten zu müssen. Wie angenehm ist es doch, noch ein wenig liegen zu dürfen. Aber ich strecke jetzt meine Beine hinaus. Die Fragezeichenhaltung war doch gar zu mühsam. Als wir uns dann den Schlaf aus den Augen rieben, sah man durch die breite Luftöffnung auf dem Dach schwarze Gestalten hin- und hergehen, die sehr interessiert zu uns hereinschauten. Die Helfer des Bwana fundi (Herr Handwerker). Ilse war nicht wenig entsetzt. Und was sie dann beim Aufstehen, Waschen und Ankleiden für Kunststücke ausführte, um nicht gesehen zu werden, kann ich nicht beschreiben. Dazu fehlt mir das Erzählertalent. – „Das ist Afrika“. Jedes Ungemach, sei es eine weggeschwemmte Brücke, so dass man nicht mehr weiter (?) kann, oder die Unzuverlässigkeit der Schwarzen, sei es ein Motordefekt oder eine verlorene Tasche, sei es hervorgerufen durch Naturgewalt oder eigenes Verschulden, jedes Missgeschick wird von dem alten Afrikaner einem Greenhorn gegenüber überlegen quittiert: „Das ist Afrika!“

Wir durften dann umziehen in das Hauptstockwerk. Vor dem Gastzimmer, das Frau Professor Thurnwaldt, die Gattin des auf der Studienreise befindlichen Ethnologen, bewohnte, war ein großer freier Raum. Ein langer Strick wurde ausgespannt und mit Matten behängt, die notwendige Einrichtungsgegenstände – sogar eine Bettstelle für meine langen Beine

ausreichend, herbeigeschafft, und fertig war unser Schlafzimmer. Die Tage über waren wir stark in Anspruch genommen: Einkäufe des für den Tropenaufenthalt noch Notwendigen mit Erfahrenen beratschlagen und besorgen, Tropenkleidung anfertigen lassen und anprobieren, den Zahnarzt aufsuchen, dafür sorgen, daß die Zollabfertigung der Frachtstücke beschleunigt wird, Waffenschein beantragen und anders mehr.

Dabei war es tagsüber sehr heiß – Tropensommer. Es war eine wahre Erholung, zwischenhinein einen Augenblick auf der Veranda zu sitzen, auf der wir auch alle Mahlzeiten einnahmen. Ein leichter Luftzug vom Indischen Ozean her ist immer vorhanden. Es ist hier selbst dann erquickend, wenn man im übrigen Daressalaam glaubt, in der dumpfen, brütenden Hitze ersticken zu müssen. Auch die Aussicht auf Hafeneinfahrt und Ozean ist wundervoll – Wir merken es immer wieder, wie ideal dieses Grundstück liegt. Unser erster Eindruck war der richtige. Es ist das beste von ganz Daressalaam. „Die Missionare sind ja auch vor der ersten europäischen Regierung dagewesen“, wird als Grund angegeben. Es ist jammerschade, daß das „Immanuelskap“, das ist der Name dieser Besitzung, bei nächster Gelegenheit verkauft werden soll, wegen der überaus schweren Geldnot unserer Mission. –

Der Mitarbeit aller Missionsangehörigen haben wir es zu danken, daß wir bereits am Morgen des 3. Dezember abreisen konnten. Die für Europäer bestimmten Wagen erster und zweiter Klasse sind bequem eingerichtet, abgesehen von den Gängen, die wohl fast nur halb so breit sind wie die in unsern heimatlichen D-Zugwagen. Ein kleines Abteil ist für zwei Menschen, ein großes für vier. Nachts kann dann für jeden ein ausreichendes Lager mit Bett hergerichtet werden. Der Zug ist nur schwach besetzt, die Reisezeit vorüber. Außerdem läuft er nicht bis zur Endstation Udjidji am Tangeanyikasee, sondern nur bis Dontra(?). Die durchgehenden Züge sind meist sehr beansprucht, da viele Reisende zum belgischen Congo diese Strecke benutzen, um dann mit dem Schiff über dem See weiter zu fahren. In Speisewagen sieht man die Mitreisenden, es sind nicht mehr wie sieben bis zehn. Die Zahl der mitfahrenden Eingeborenen ist jedoch sehr groß. Die lange Reihe der für die bestimmten Wagen ist gut besetzt. Viele scheinen jedoch den Zug nur für kürzere Strecken zu benutzen, denn aus den Bahnhöfen eigene für sie bestimmte Aborte sieht mit der Aufschrift „For Asiaties“. So werden die Rassen von einander getrennt, was die Reibungsflächen gewiß herabmindert, die zu Streit Anlass geben können.

Wir sehen überall auf den Bahnhöfen als mittlere und untere Beamte Inder und wundern uns schon nicht mehr darüber, denn von Nombasa und Daressalaam her sind wir den Anblick schon gewöhnt. Sie tragen durchweg europäische Uniform, jedoch sieht man statt dem Tropenhelms meist den roten Fez oder einen weißen Qurban. Es scheint das einzige äußere Unterscheidungsmerkmal von einem weißen Beamten zu sein. Außer dem Beamtenstand sind die Inder noch als Handwerker und Händler tätig. Ja, fast der ganze Kleinhandel ist in ihren Händen. Die farbigen Handwerker scheinen meist Goanesen zu sein, (Goa ist die kleine indische Kolonie Portugals). Die letzteren sind wohl durchweg katholisch, die übrige indische Bevölkerung mohammedanisch, wie es den Anschein hat. Natürlich gibt es der Macht der Inder entsprechend auch Aerzte und Rechtsanwälte ihrer Nationalität. In Daressalaam ist fast der ganze Grundbesitz in indische Hände gelangt. Die Mieten werden künstlich auf einer Höhe gehalten, die unsre Großstadtpreise überragt. In Daressalaam soll manche Wohnung leer stehen. Für einen niedrigeren Mietzins wird die aber nicht hergegeben. Die Verschleuderung des deutschen Eigentums hat ihnen zu solcher Macht verholfen. Natürlich entspricht das nicht dem Wunsche der Regierung. Aber: „Die ich rief, die Geister, wird ich nun nicht los!“ Solange sie den Wettbewerb der Weißen oder Griechen zu fürchten haben, sind die Inder billig, ja überraschend billig. Aber wenn die Konkurrenz niedergeschlagen ist, diktieren sie die Preise auch auf anderen Gebieten wie dem Wohnungsmarkt.

Die Landschaft ist sehr eintönig. Busch oder Steppe, ab und zu sieht man eine Sisalpflanzung, aber sehr verwahrlost, da die Preise überaus gefallen sind. Eingeborenendörfer bekommt man nicht zu Gesicht. Gegen Abend kommen wir endlich in eine gebirgige Gegend, Morogoro. Wir sind schon lange bergan gefahren, dem Hochplateau entgegen, aber erst jetzt sieht man einige Höhenzüge. Ein lieblicher Sonnenuntergang entschädigt und für die lange Oede. Unsere Missionsstation Schlesien suchen unsere Blicke vergebens. –

Der Schwarze macht unsere Betten zurecht, wir können jetzt beide unten schlafen. – Einige Zeit nach Sonnenaufgang sind wir dann in Dodoma. Unser Gepäck ist herübergetragen zum „Hotel“, das aussieht wie ein kleiner Landgasthof. Niemand zeigt sich. Auf längeres Rufen und Klopfen erscheint ein Mann in Pantoffeln noch ganz verschlafen und notdürftig angezogen. Wir bestellen Tee. Der „Hotelier“ verzieht sich. Wir bleiben lieber auf der Veranda in der Kälte. Der Geruch des Gastzimmers ist gar zu wenig einladend. Es scheint, als ob wir lange auf das wärmende Getränk

warten müssen. Und richtig, über zwei Stunden wird es gedauert haben, bis uns eine Kanne mit undefinierbarem Inhalt – Kaffee oder Tee? – gebracht wird. Lauwarm, gezuckert und gleich fertig mit Milch. Auf einer Tischdecke wird serviert, an die man sich lieber nicht gesetzt hätte. Das ist also das Hotel, das sich in seinen Reklamen rühmt, den Prinzen von Wales auf seiner Afrikareise beherbergt zu haben.

Kurz vor Oeffnung des Güterschuppens fährt Dürrheim, unser Spediteur, vor. Er ist Südafrikaner. Sein Großvater war aus Deutschland. Nach unendlicher Mühsal gelang es uns, unsere Sachen aus den Waggons herausgenommen. _ Leichten und dankbaren Herzens fahren wir in der Mittagsglut ab. Wir sind eine stattliche Karawane – fünf Lastautos hinter einander. Ein Stiefbruder Dürrheims, in dessen Wagen wir Platz gewonnen haben, führt außer dem erwähnten ältesten Bruder. Außer ihnen drei Schwarze.

Hinten auf jeder Ladung sitzt ein schwarzer Junge, der immer zur Hand sein muß. Er hat dafür zu sorgen, daß Wasser in den dafür bestimmten Tins ist. Er trägt die Petrol (Benzin)-tins herbei, wenn Brennstoff aufgefüllt werden muss und schlägt die beiden Löcher hinein, die zum Ausgießen nötig sind. Er muß die Proviantkiste abladen, mit seinen Genossen Feuer machen und Essen kochen. Nachher natürlich wäscht er das Geschirr ab. Mit einem Wort, er ist „Mädchen für alles“. Aber er hat auch beim Fahren eine wichtige Aufgabe, die Fühlung mit den anderen Autos hinter ihm zu halten. Wehe, wenn er es nicht sofort meldet, daß der nachkommende Wagen nicht mehr zu sehen ist. Wir sind stundenlang durch die Steppe gefahren. Nur hier und da ein kümmerlicher Busch. Jetzt befinden wir uns seit einiger Zeit in einem Bereich mit stärkerem Baumwuchs. Der Weg windet sich. Unser Fahrer fragt den Boy, ob er den letzten Wagen noch sehen kann! – Keine Antwort. – Lautes Rufen und Schimpfen. – Erschreckt fährt der da oben auf. In der brennenden Sonnenglut war er eingenicht. – Nein, er sieht nichts. Nun halten wir und die beiden Wagen vor uns. Der erste ist anscheinend weit voraus. Wir warten über eine Stunde. Der junge Dürrheim überlegt, ob er umkehren soll. Hinter uns rührte sich nichts. Aber jetzt! Die Sachverständigen hören in der Ferne das Nahen des Vermissten. Nun gibt's ein Donnerwetter.

Das Land ist öde, aber am Horizont sieht man leuchtend violette Berge, darüber ein strahlend blauer Himmel. Die Ferne lockt. Es scheint mit selbstverständlich, daß die Eingeborenen wanderlustig sind. Die Dämmerung kommt und plötzlich ist es dunkel. Aber wir fahren weiter und weiter. Den ganzen Tag haben wir nach Tieren Ausschau gehalten, jedoch

vergeblich. Jetzt glaubt man da einen grasenden Büffel und dort hinten eine Giraffe wahrzunehmen, und schleicht drüben nicht ein Leopard? Aber gleich nachher sieht man, alles war Täuschung. In Wirklichkeit ist die Giraffe ein ragender Stamm mit Unterholz; und auch die qnderen (*sic*) Tiere sind Schattenrisse von Büschen, Bäumen und Steinen; die sich zu bewegen scheinen, je näher sie uns sind. Es ist ein lustiges Spiel, dieses Raten und enttäuscht werden. Schließlich gibt man es auf. Wir sind müde und der lang zurückgedrängte Hunger meldet sich vernemlich(?).

Der Mond ist inzwischen aufgegangen. Nun fahren wir über eine Brücke. Sie führt über den großen Ruaha. Auf der anderen Seite halten wir. Gegen elf Uhr. Die Jungens rennen, um Wasser zu holen. Es wird abgekocht. Wir tauschen unseren Proviant aus. Nun schlafen wir. Jeder von uns erhält einen ganzen Führerersitz. Es sind Holzbänke. Die Kissen werden verteilt. – Welch ein Genuss sich ausstrecken dürfen! – Aber was ist das? Sum-sum- sirr-sirr- - Moskiten! Und dabei die Segeltücher sorgfältig geschlossen! Beim Summen bleibt es nicht. Ein Stich nach dem andern. Haufenweise. Der Schlaf ist verscheucht, ich stehe auf und wandre draussen den Weg hin und her. Da hocken die Eingeborenen um ihr Feuer, das am Verlöschen ist. Alles schweigt. Selten hört man unbestimmte Geräusche in der Ferne. Jetzt tönt ein kurzes Bellen von weit er – ein Leopard – und bald darauf ein ferner Schrei. Dann ist alles wieder still. – Endlich graut der Morgen. Nach einem Trunk heissen Tees geht's weiter.

Gegen Mittag sind wir in Irginga, der „Hauptstadt“ der großen Provinz zu der auch unser Bezirk gehört. Da liegen ein paar verstreute Europäerhäuser. Vielleicht für Provinz- und Distriktbeamte. Auch unser Spediteur wohnt dort. Hier liegen außerdem Angestellte. Sogar ein Bäcker ist vorhanden, bei dem wir das Bort für unsere Reise erstehen.

Man bringt uns in das nahe, deutsche Hotel. Schlicht, aber sauber, eine Wohltat, die man jetzt erst ganz schätzen lernt. In einiger Entfernung liegt das große Inderviertel mit vielen kleinen Duken (Läden für Eingeborene). Hütten von Eingeborenen sehen wir nicht. Am Markt eine langgestreckte Moschee, umlagert von Schwarzen. In der Nähe ein Häuschen, das unserer Hehe- Mission gehört. Dort wohnt der Missionar von Pommern, wenn er in diesem Gebiet missioniert oder für die Deutschen einen Gottesdienst hält. Drüben, dem Häusermeer der Weissen zu ist auch ein kleines Europäerkirchlein. Es wird noch daran gearbeitet, ebenso wie an einem riesigen Neubau an der Hauptstrasse im Inderviertel. Das ist die neue Moschee für die Inder.

Am nächsten Morgen Aufbruch. Es geht in Serpentina hinunter in die Steppe. – Iringa liegt am Rande einer gebirgigen Hochebene. Nach Stunden wird man müde, nicht so sehr vom Sehen, wir kommen ab und zu durch Striche, die stärkeren Baumwuchs haben -, sondern von der Hitze. Die Sonne brennt. Vom Motor gehen Glut aus. Ueberdies dunstet er immer stärker. Wir haben die Seitentüren geöffnet. Aber es hilft nicht, wir erhaschen keinen frischen Luftzug. – So geht's stundenlang durch öde Strecken. Unser Reisethermometer zeigt 50 Grad. Vor uns am Haken des Fensters hängt ein Schatz in einem Netze, den Ilse auf der ganzen Reise nicht aus dem Auge gelassen hat. Es ist ein Röslein; ob es die Strapazen überstehen wird? Die Seefahrt hat ihm nichts geschadet. Auch jetzt noch war es am Leben. Durch das häufige Gießen und die starke Wärme hatte es große, frische Keime getrieben. Es ist zwar von einem dicken Panzer aus Papier umgeben. Ob es aber solchen ausdorrenden Glut Widerstand leisten kann? Wenn es eingeht, wird Ilse traurig sein. Mutter hatte ihn ihr zur Abfahrt nach Hamburg gebracht, diesen kleinen Ableger eines alten Rosenbusches, den Urgroßmutter vor langen Zeiten eigenhändig in ihren Garten gepflanzt hat. – Nacht! Lange sind wir noch gefahren. Nun ist Schlafpause. Im Morgendämmern sind wir schon wieder unterwegs. Wie froh begrüßen wir die ersten Sonnenstrahlen! - - Wie arg leiden wir bald wieder unter ihrer Glut! Insgeheim sehnt man eine Panne herbei. Da tauchen ein par Hütten auf. Unsere Wagen halten. Der erste hat Achsenbruch! –

So schnell ist der kaum eingestandene Wunsch erfüllt, und schon beschleicht mich Besorgnis. Aber unseren Führer bringt nichts aus der Ruhe. Ersatzteile sind vorhanden. – Die Einwohner der Hütten stehen scheu in weiter Entfernung von uns, ja manche bleiben ganz bei ihren Häuschen. Wir sehen zum ersten Male ganz nackte Gestalten, Frauen. Sie tragen nur einen schmalen Gurt um ihre Hüften mit zwei vorn lang herabhängenden Streifen. Bei meinem Versuch zum Photographieren etwas näher zu kommen, fliehen sie in großer Eile und verstecken sich in und hinter ihren Hütten. Neben jeder der grasgedeckten Wohnungen befindet sich ein ganz kleines Pfahlhäuschen. Der Fußboden dieses runden Vorratshüttleins mag etwa dreiviertel Meter über dem Erdboden angelegt sein, wohl um Schädlingen den Zutritt zu erschweren.

Gegen Abend halten wir vor einem Inderladen. Wir haben jetzt eine lange Gebirgskette erreicht, der wir schon seit dem Morgen zustrebten, das Livingstone-Gebirge. Dort zur Linken hinter den ersten Bergen liegt

unsere Bwanji-Station Magoje. Hier in der Nähe irgendwo muss auch Brandt sein, die unbesetzte Station für die Arbeit unter den Sangu.

Das Abladen von Kisten ist längst geschehen. Wir haben uns durch Hin- und Herspazieren genügend erholt. Jetzt setzen wir uns wieder in den Wagen und beginnen unsere deutschen Choräle und geistlichen Lieder zu singen. Es ist Sonntag!

Kinder sammeln sich, auch Erwachsene lauschen in etlicher Entfernung. In einer Pause hören wir die Kinder sich eifrig erzählen. Wir verstehen nur das Wort Missioni.

....

Es ist deutlich zu sehen, daß wir uns in einem ungleich stärker bevölkerten Gebiet befinden, als die Gegenden sind, die wir vorher durchquerten. Ueberall sieht man Bananenhaine und darin nette runde oder viereckige Hütten. Und wie freut sich unser Auge darüber, wieder richtige Wälder zu sehen. Auch an ein paar Europäerhäusern sind wir vorbeigefahren. Bei dem einen Griechen gehörenden Geschäft mussten wir stundenlang warten.

Wir sind in der Nähe des grossen, neuen Flughafens für den Cap-Cairo-London-Verkehr. Auch das Goldgebiet des Lupa ist nicht fern. Das Goldfeld zieht viele Menschen herbei. Zugleich ist der Weg die Verkehrsader von unserm Nyassasee zum Tanganyikasee herüber. Man braucht sich deshalb nicht wundern, dass man viele Menschen trifft. Autos begegnen einem allerdings in dieser Zeit des drohenden Regens wenig, aber wohl umsomehr Eingeborene... Sie bieten ein buntes Bild. In Bezug auf Hautfarbe – das Schwarz kann viele Schattierungen haben – Grösse und Körperbau scheinen sie nicht so zusammengewürfelt zu sein wie die Leute an der Küste, obwohl Unterschiede deutlich bemerkbar sind, z.B. haben viele keine aufgeworfenen Lippen. Besonders auffallend ist die Mannigfaltigkeit der Kleidung. Die Frauen sind meist nackt, tragen den schön beschriebenen Gurt und sind oft geschmückt mit Metallgewinden an den Beinen, weissen Ringen am Arm und bunten Glasketten um den Hals. Die Männer und Jungens haben alle ein gewebtes Kleid, meist aus Baumwollstoff von grösster Verschiedenheit. Vom kleinen Lendenschurz bis zum europäischen Khakianzug mit Tropenhut kann man alles Erdenkliche ersehen. Sogar zeigt sich hin und wieder einer auf der „Landstrasse“ mit einem richtigen europäischen

☐ Seite 16 und folgende fehlen *

Reaktionen

*

(Otto Salomon an Hugo Schmidt)

19.8.32

Lieber Hugo,

ich trage mich schon lange mit einem Brief an dich, aber es fällt mir sehr schwer die rechten Worte zu finden es liegt sicher mit daran, dass wir solange uns nicht mehr gesehen (und) auch, dass ich deine I.Frau nicht kenne.

An allem was dich betrifft nehme ich herzlichen Anteil. Dein grosser Brief, den ich in Schlüchtern las hat mich sehr bewegt - aber es ist mir nicht leicht dir dazu etwas zu sagen.

Ich gestehe dir offen, dass ich deine "pädagogischen" Gaben nicht so sehr entwickelt

sehe (und) weiss von früheren Zusammenstössen mit der Welt, die nicht immer ohne deine Schuld geschehen sind. Diese Schuld sehe ich aber wesentlich in einer gewissen Naivetät deines Wesens, einem Mangel an realem Blick für die Dinge, bei aller innerlichen Ehrlichkeit (und)

Begeisterung (und) ich weiss nicht ob nicht manche Ereignisse vor deinen Augen anders dastehen als sie bei nüchterner Auffassung angesehen werden müssten. Das soll kein Vorwurf sein! Ich bin überzeugt, dass von Seiten der Missionsgesellschaft kleinere Nachlässigkeiten (und) Versäumnissesind. Aber die Herren dort haben dich vielleicht durch ihren Verkehr mit dir (und) durch deine etwas enthusiastische Art zu schreiben als ein bisschen schwärmerisch kennen gelernt (und) nehmen daher manches (was ich sehr verurteile) nicht ernst. Ein Beispiel wäre Dein Verlangen ein Clavier mit nach Afrika zu nehmen etc.

Eure Rundbriefe haben Elfriede (und) mich auch nicht so ganz befriedigt. Wir sahen da noch viel Spielerisches, nicht ganz Nüchternes (z.B. die von der Heimat mitgebrachte Rose) (und) ich kann mir denken, dass diese ersten Rundbriefe der Berliner Missionsgesellschaft zu denken gegeben haben - jedenfalls sah man aus dem Begleitbrief, dass die Herren ein wenig skeptisch waren, (und) vielleicht nicht ganz ohne Grund.

Grade um unserer Bruderschaft willen muss ich dir das so deutlich sagen, nicht um dich zu entmutigen, sondern um dich zur Selbstprüfung zu veranlassen (und) dich zu bitten darüber nachzudenken, ob eure Lage nur als die von Märtyrern aufzufassen ist oder ob ihr doch in gewissen Punkten noch nüchterner denken lernen müsst.

Alle christliche Arbeit kann, wie ich sie sehe, heute nur im Warten auf den Heiligen Geist geschehen, denn wir sind keine Urgemeinde mehr (und) von den ersten Gnadengaben weithin entblösst. Begeisterung für die (wichtige!) Sache der Mission besagt noch nicht, dass ich nun wirklich "apostolischen" Auftrag habe. jedenfalls müssen wir in Kirche und Mission (und) wo es sonst sei immer mit viel Menschlichkeiten einfach rechnen (und) als praktische Hauswirte uns benehmen, die dem Rechnung tragen (und) keine Illusionen haben.

Ich will damit nicht sagen, dass ich die Schwierigkeiten deiner Lage nicht ernstnehme. Sie sind gewiss da, aber vielleicht auch durch eine Illusion deinerseits (durch ein...bild von dem wie es sein müßte und nicht ist) entstanden.

Sei versichert, dass wir dich weiter in gedenken behalten werden. Hermann Thoböll wird versuchen in Berlin die Herren zu Rechenschaft zu stellen. Es wird sich aber alles bessern, wenn du weniger Forderungen stellst, (und) dich auf den Boden der Tatsachen begibst (und) ganz langsam und geduldig weiterbaust, dich auch von Enttäuschungen nicht niederdrücken lässt. Eigentliche Autorität (auch bei Eingeborenen) wird wohl weniger durch einen Machtspruch deiner vorgesetzten Behörde geschaffen als durch dein Wesen und Verhaltens elbst.

Sei mit deiner lieben Frau aufs herzlichste begrüßt dein Otto

*

Flugblätter des Notbundes und des Bundes des offenen Rings

Stuttgart 12.5.33

Liebe Brüder!

Georg hat mich bevollmächtigt, an Stelle unseres (durch) seine Kreuzritterarbeit überlasteten Obmanns die innere und äußere Vorbereitung für unser Treffen zu übernehmen.

(....)

Wir kommen diesmal in Hof Reith unter; soweit der Platz reicht – 15 Betten – auch zum Übernachten. Eintrefftermin spätestens Pfingstmontag Abend dortselbst. Eintrefftermin und.... sind mir bis Himmelfahrtstag mitzuteilen. Spätere Meldungen haben die Nachteile des Vorliebnehmenszufolge (?), sind ... für mich. Hof Reit ist Erholungsheim und bezüglich des Raumes sehr günstig für uns.

Lagerordnung: Montag abend ab 7 Uhr: Abendessen, persönlicher Austausch über vergangenes Jahr Dienstag: 8 Uhr Kaffeetrinken ...

Andacht (Lobpreisung). : „Die Gemeinde Jesu unter den Mächten ...“ (eingeleitet durch Hermann Sauter). Nachmittag Fürbitten Erfordernis (?). Abend: Die Kirche und die deutschen Christen (...)

Mittwoch: Morgens äußerlich wie Dienstag. Besprechung: „das deutsche Volk Israel und die Gemeinde“ (Otto Salomon) Nachmittags:

Bruderfragen. Abends: Abendmahlfeier (Sup Orth (?)). - Bitte von Otto: „Sorge, dass jeder kommt, ich brauche euch diesmal sehr“. Abreise nicht vor Donnerstag früh.

Trude/Fritz Thoböll: Musikinstrumente (Geigen, Lauten, Blockflöten) mitbringen! Anmeldung diesbezüglich (vorher?) bei ihr (unter Angabe der Tonlage der Flöte) Gemeinsames Spielgut: Aus dem „Singenden Quell“ Teil (?) 49 unten, Anfang ... 3 und 4; Singgut: Anfang S.1 und 4, S.41 unten, S.55, S.44 oben, S.43 usw. Dazu das neue Lied von Heinrich Vorgel, abgedruckt „Tägliche Rundschau“ vom 11. Mai. (...)

Es geht allerseits gut. Dank für alles liebe Gedenken! Gott segne unser Beisammensein! ?

Anmerkung NR:

Kreuzritter-Arbeit = Quäker (Schweiz)

*

Großalmerode, den 16.11.1933

Liebe Brüder!

Vor allem: Georg ist ersichtlich krank, es ist Venenentzündung zu seinem bisherigen Steinleiden hinzugekommen, und ich habe ihn noch nicht einmal besucht. Es war ein unglückliches Zusammentreffen. Eigentlich hoffte ich, zugleich Otto I. bei Georg wiederzusehen. Dann ist daraus nichts geworden, weil ich an dem betroffenen Tage, den 6. XI. verhindert war, u. so bin ich bisher auf dem Sprung nach Schlüchtern geblieben. Georg möchte nicht, daß ihn gegenwärtig mehr als einer am gleichen Tage besucht. Auch Hans war mit seiner ganzen Familie krank, hat außerdem manches Schwere durchgemacht, weil man öffentlich den Vorwurf der Staatsfeindschaft gegen ihn erhoben hatte. Schließlich kommt noch Hugo hinzu, von dem ich seit meiner Begegnung mit ihm nichts mehr gehört habe, um den ich mich Sorge. Eine Freude haben Brunners erlebt, denen ein Töchterchen geschenkt wurde. Übrigens war mein Bericht von meiner Reise im vorigen Rundbrief unvollständig. Insofern ich die Kinder im Hause von Erwin Schmidt und das 1 jährige Töchterchen von Fritz Stöhr u. Frau Alice besonders hatte erwähnen müssen, vielleicht, weil es dem Junggesellen besonders auffällt, wenn er die Brüder mit dem Reichtum u. der Freude einer Familie beschenkt sieht. Fritz, der die Kirche in Genua gleichschaltet, ist dabei von Sorgen für die Familie unbeschwert, ganz anders der Pfarrer der im Kampf stand.

Übrigens, um das gleich vorweg zu nehmen: Es gibt jetzt einen Notbund von Pfarrern gedacht ist an die Erweiterung durch die Laien, um unter Berufung auf das Bekenntnis der Kirche den Arierparagraph von der Kirche fernzuhalten. Zeitschrift: Die junge Kirche. Verlag: Vandenhoeck u. Rupprecht, Göttingen. Wie ich höre, soll der Sonntagsbrief, bei dem Praesent mitwirkt, zum Sonntagsblatt ausgebaut werden. Georg dagegen scheint, abgesehen von den Alten Augen leider verstummen zu wollen, ich denke, nur vorübergehend. Es ist allerdings nicht einfach, heute zu schreiben. Ich versuche, der neuen zeit gerecht zu werden u. wäre froh, wenn ich mit gutem Gewissen frühere Ansichten korrigieren dürfte. Mir scheint die Gegenüberstellung von politischem Messianismus u. biblischem wie zu Pfingsten, allerdings heute zu schematisch u. oberflächlich. Der N.S. drängt sich an u. für sich nicht die letzte Frage nach unserem Verhältnis zu Gott ein, andererseits läßt die Gemeinde Jesu die Frage offen, wie heute u. jetzt ein Volk regiert werden soll während sie

auf den Tag Christi wartet. So ist praktisch Raum für eine fruchtbare Begegnung der Bewegung u. der Kirche, wenn sauber die Grenzen gesehen werden; aber wohl ist mir dabei noch immer nicht. Ghandi (sic) schreibt an einen amerikanischen Bischof... daß Friede u. Abrüstung nicht eine Frage der Gegenseitigkeit sind. Denn wirklicher Friede u. wirkliche Abrüstung kommen, wird damit eine große Nation wie Amerika anfangen, gleichgültig, ob andere Nationen zustimmen od. mittun. Ein Einzelner od. eine Nation muß glauben an sich selbst u. an die schützende Kraft Gottes haben, um Frieden mitten im Kampf zu finden, u. alle Waffen ablegen, einfach weil sie die liebende Kraft Gottes und seinen schützenden Schild spüren... Lutherisch ist das nicht, vielleicht schwärmerisch. Hat nun Luther recht wir müssen auch da gewissenhaft sein und nicht gefühlsmäßig Gandhi recht geben. Ich habe absichtlich vor dem 12. Geschwiegen, zumal auch der Bund mir gegen über im wesentlichen schwieg. Liebe Brüder, tut das doch nicht! Schreibt doch, wie es Euch geht, damit man voneinander weiß. Oder fürchtet ihr Euch, einem Briefe Eure Gedanken anzuvertrauen? Nun, so bleibt immer noch das Erleben mitteilenswert. Ich selber habe meine 2 Kreuze gemacht u. am Wahltage über Röm.11,11-32 gepredigt, was man in Großalmerode tun darf, obwohl S.A.-Leute in der Kirche mich abhörten. Ich sehe, daß ich in besonderen Verhältnissen lebe. Habe übrigens auch den Rabbi Nachmann erwähnt, der im 13. Jahrhundert auf einer Disputation mit einem Dominikaner erklärte. Jesus könne nicht der Messias sein, weil das Reich des Messias ein Friedensreich sei. Ich selbst rette mich augenblicklich in das Luthertum, das nicht pazifistisch ist. Könnte man doch einmal wieder zusammen kommen u. davon sprechen.

In herzlicher Liebe Euer Hermann (Sauter)

Zusatz (maschinengeschrieben und durchgestrichen).

Poststempel Schlüchtern, 18.11.33

Lieber Hermann Im Vorlage Wallmann (Leipzig) ist für 60 Pf. Ein neues Büchlein von Prof. ??? Möberle(?) (Basel) erschienen, betit

(Anmerkung Nataly Ritzel: .Es ist auffallend, dass auf derselben Seite des Briefes von Hermann die Rückantwort von Hugo geschrieben wurde- als ob Hugo einen handschriftlichen Rundbrief von Hermann Sauter vervielfältigt hätte)

*

Großalmeroda am 22.12.1933

Lieber Hugo!

Ich danke Dir, daß Du endlich die Verbindung mit mir als dem (? - geistigen?) Obmann aufnimmst. Hättest Du es ein paar tage früher getan, so hätte ich mich in dem Rundbrief, der gestern auch an Dich abgegangen ist, eine Klage

ich kann nur sagen, ich bin aufrichtig betrübt, daß Du genau den Weg gegangen bist, vor dem ich Dich gewarnt hatte. Wenn Du Dich darauf beschränkt hättest, bei feindlichen Bischöfen, die durch Gewalt in ihr Amt gekommen sind, deinerseits ? od keinerseits ? ein Gesuch um Übertragung einer Pfarrstelle zu machen, so wäre dagegen nichts einzuwenden, da wir keinesind, die die Gültigkeit des Amtes von der Beschaffenheit der Amtsträger abhängig machen. Wenn Du deinen besonderen Fall mit der B.M.G einer kirchlichen Instanz zur Entscheidung vorgelegt hättest, so wäre auch dagegen nichts einzuwenden. Aber das Übrige hättest Du Gott überlassen müssen. Und wenn die B.M.G gegen Dich arbeitet, so ergibt das noch keine Rechtfertigung, die deutschen Christen gegen sie zu Hilfe zu nehmen.

*

Schlüchtern, Bz. Kassel, am 29.12.33

Lieber Hugo!

Vielen, vielen Dank für die Übersendung der beiden Schriften des Herrn von der Ropp. Auch ich bin im Juni wie dieser den deutschen Christen beigetreten in der getrübtten Hoffnung und habe alle bisherigen Enttäuschungen im kirchlichen Leben zutiefst miterlitten. Nun kam durch diese Schriften ein heller Lichtblick, auch ich bin obwohl leidend und im Ruhestand zum Dienst bereit, soweit die Kraft noch geschenkt wird, als der, der dir bekannt ist. – Nun will ich eine jener stillen Wochen in dem Thüringer Pfarrhause meines Neffen verleben, nachdem eine böse Vernentzünd. noch einmal glücklich abgelaufen ist. Deiner lieben Frau und dir sage ich zum neuen Jahre den Engelsgruß, der dem Jobires(?) wurde: „Gott schenke euch Freude!“ Geistig bin ich wie einer von 30 Jahren, aber bürgerlich(?) einer der sich manchmal schon Heimfahrt wünschte, dann aber auch sich wieder schämte, daß er es getan. Wie ein Mönch in der Zelle schreibe ich, was ... da und dort gern drückt und ein 60 jähriger zu Zeiten noch spüret(?).

Es grüßt euch Beide von Herzen in treuer Verbundenheit

Euer Georg Flemmig

*

Niederramstadt, Pfingsten 1934 mit Bibelleseplan

Liebe Brüder!

Unterschrift Käthe und Ernst

Bibelleseplan:

26. Mai Gemeinde-Leib Christi	2.Kor.5,1-21	1.Kor.12,2-13
2. Juni Heiliger Geist	Ap.Gesch.1.1-11.	Luk.11,9-13
9. Juni Fleisch	Johs.6,51-58.	Kol.2,1-9
16. Juni Erde	Psalm 96.	2.Petrus 3,1-13
23. Juni Welt	1.Johs.2,15-18	Johs.17,9-26
30. Juni Kraft/Trost	Ephes.1,3-23.	Johs.14,23-27
7. Juli Auferstehung.	1.Kor.15,1-28	1.Petrus.1,3-25
14. Juli Hoffnung.	Römer.5,1-5	Römer.4,16-25
1. Juli Freude	Johs.15,1 -16	Phil.4,4-7

*

Bibelleseplan.

(nach der Einteilung bei Menge's Uebersetzung)

Sonnabends gemeinsam zu lesen:

3.10.34. Josua 24.24 u. 15.Entscheidet euch: wem wollt ihr dienen?

13.10.34. I.Sam.3,1-9. Es waren – wie in unseren Tagen – Offenbarungen etwas Seltenes.

20.10.34. I.Sam.15,1-23. Saul „ecnonte“ vom gebannten Gut. – Gott verwirft ihn, des Ungehorsam wegen.

27.10.34 I.Sam.15,35-16,5. Gottes Ratschluss muss vorwärts kommen. Er durch menschlichen Ungehorsam wohl gehemmt aber nicht gehindert werden. Gegenüber der Furcht seines

Boten vor der irdischen Gewalt der Starken gibt Gott die Zusage:

„Ich werde dir selbst kundtun, was du zu tun hast.“

3.11.34. Hiob I,21-23 Gottes Gespräch mit Satan: Satan's Frage an Gott steht heute tausendfach wider uns.

10.11.34 Hiob 15, 2 - 16. Gottes Grösse. - - - Der Mensch, dem Unrecht tun ist wie Wassertrinken.

17.11.34. Menschlicher Trost ohnmächtig gegenüber wirklicher, ernsthafter Not.

24.11.34.Hiob, 19,2-29 Gerichts= und Erlösungsgewissheit im Alten Testament.

1.12.34. Hiob 42,-9's noch Nicht das „Wissen“ und Reden der Freunde Hiobs noch das „Recht“=Tun Hiob's ist vor Gott und der Ewigkeit wertbeständig, sondern allein die durch den Heiligen Geist gewirkte Erkenntnis Gottes, deren Zeugnis zu allen Zeiten und unter allen Völkern und Rassen immer wie Vers 9 lautet.

8.12.34. Esra 3,21.23. Fasten und Gebet statt bewaffneter Mannschaft.

15. 12.34 Jer. 23,16-23. „Ich habe diese Propheten nicht gerufen, und doch haben sie es eilig.“

21.12.34. Jer. 30,8-23. „Du aber fürchte dich nicht, mein Knecht denn ich bin mit dir.“

*

Flensburg-Weiche 7.2.34.

Liebe Brüder,

Alles drängt danach, daß wir und bald sehen, und allgemein ist das Verlangen, daß wir bald einmal wieder zusammen sind. Seit Jahren wird immer wieder der Plan erwogen, daß wir anstatt Pfingsten einmal Ostern zusammenkommen wie in alten Zeiten, insbesondere deshalb, weil einige Brüder niemals Pfingsten bei uns sein können, wie Otto Dietz, Fritz Ehrecke u. Erich Göttner. Weiter liegt ein baldiges Zusammensein mit Hugo u. Ilse und u. andern Freunden sehr a Herzen. Dazu kommt Erwins Lage u. die seiner Kollegen. Wir meinen, daß dies alles ein Hinausschieben des Konvents auf Pfingsten nicht mehr verantworten läßt u. laden Euch deshalb mit Vollmacht von Hermann auf die Osterwoche zum Konvent. Um möglichst wenig Zeit durch An= und Abreise zu verlieren, u. mit Rücksicht auf die noch unfreundliche Jahreszeit, halten wir den diesjährigen Konvent in Frankfurt a.M. Hospiz Schweizerhof. Wir treffen uns dort möglichst am Ostermontag. Beginn des eigentlichen

Konvents am Dienstag Mittag, den 3. April. Das eine Referat hält uns Otto I. über die Urgemeinde und wir. Um ein zweites Referat werde ich Erwin bitten, der ja jetzt Zeit hat. Abreise frühestens Mittwoch Abend. Näheres folgt. Ich möchte noch hinzufügen, daß wir dort ganz unter uns sein können, wie ich aus eigener Erfahrung weiß.

Heil Hitler! Hermann

*

Niederramstadt, Pfingsten 1934.

Liebe Brüder!

Nachdem nun die Abzüge von Otto's Arbeit über unser Osterthema „Die Urgemeinde und wir“ durch die Hilfe einiger Darmstädter Freunde fertig sind, benutze ich den Pfingsttag, um ihm einen herzlichen Gruss mit auf den Weg zu geben an einen jeden von Euch. Ich bin wiederholt Otto's Gedankengängen nachgegangen und mir darüber klar geworden, dass seine Arbeit viele Stunden wohl auch nächtlicher Arbeit gekostet hat. Leider ist es nicht möglich, Ludwig K's genaue Aufzeichnungen unseres danach geführten Gesprächs mitzuschicken, da diese Aussprache für Aussenstehende Missverständliches enthält. Ich werde aber die wesentlichen Gedanken kurz zusammenfassen und demnächst Euch zuschicken. Ludwig's Heft kann ich aber gern den Brüdern, die es besonders wünschen, einzeln zuschicken. Desgleichen folgt demnächst das vervollständigte Anschriftenverzeichnis und Mitteilung betreffend Reisegeldaufbringung. Hermann T's Vorschlag fand einmütige Zustimmung.

Hier noch der neue Bibelleseplan, den Otto I. auf meine Bitte zusammengestellt hat, nachdem Georg es endgültig abgelehnt hat, dies weiter zu tu. Was unter uns Ostern gesagt wurde, dass Georg's Schmerzen sehr starken Mass der Sorge und der Trauer um die Volkskirche gilt, schreibt Georg am Schluss eines Briefes mit folgenden Worten: „Und nehmt mir's nicht übel, bitte, dass ich aus Eurem Gesichtskreis verschwinde. Ihr seid jung, ich fühle mich alt und müde; darin liegt das Hindernis für das Sichnochverstehenkönnen zum grössten Teil. Das Zerbrechen der Volkskirche, die für mich Heimat war, zerschlug mich. Und nun seid noch einmal herzlichst gegrüsst von Eurem allezeit für Euch betenden Georg“. Für uns hat sich Georg gegenüber nichts geändert, wir wollen ihn noch mehr liebhaben und treuer vor Gott für ihn eintreten. Zu seinem 60. Geburtstag konnten Käthe und ich ihm unsere Wünsche

persönlich sagen. Das Sammelalbum und Nachricht von allen war da. Für die im Album noch etwa fehlenden Bilder sind Plätze freigelassen. Elisabeth und Erich Schwarzkopf wünschen wir Gottes Segen zum gesunden zweiten Bübchen.

Bei Ludwig und Margret H. haben wir in Rotenburg eine Nacht verbringen dürfen und Haus, Heim und Kinder kennen gelernt.

Den Brüdern, die mir schrieben, einstweilen einen herzlichen Dank.

Hermann T. musste gleich nach Ostern zu dringender Kur nach Salzuflen, von wo er beabsichtigte und hoffte zu Pfingsten zurückzukehren. Zum Neuanfang in seiner Arbeit wünschen wir ihm recht viel Kraft.

Karl Doerr ist seit dem 1. März als Amtsrichter in Worms.

Hanna und Karl Spiess und Hermann S's Braut Heidi Rohde haben wir zu Ostern in unseren Kreis aufgenommen und ihnen die von Otto I. besorgten neuen Ringe gegeben. Wer einen solchen noch nicht oder nicht mehr hat, möge angeben, ob gross, ob mittel oder klein, dass ich ihn zuschicke. Also:

1.) Wer möchte L's Aussprache-Protokoll?

2.) Wessen Anschrift hat sich neuerdings geändert?

3.) Wem fehlt ein Ring und in welcher Grösse?

Im Blick auf unsere Armut und Schwachheit, auf die Not unserer Kirche und auf die Geisteskämpfe in unsrem Volk grüsse ich Euch alle mit Apostelgeschichte 1,4-9: „Und als er sie versammelt hatte, befahl er ihnen, dass sie nicht von Jerusalem wichen, sondern warteten auf die Verheissung des Vaters, welche ihr habt gehört (sprach er) von mir; denn Johannes hat mit Wasser getauft; ihr aber sollt mit dem heiligen Geist getauft werden nicht lange nach diesen Tagen. Die aber, so zusammengekommen waren, fragten ihn und sprachen: Herr wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel? Er sprach aber zu ihnen: Es gebührt euch nicht, zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat; sondern ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, welche auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde.“

Herzlichst Eure gez. Käthe und Ernst

*

undatiert

Meine liebe Ilse.

Heute morgen kam Dein Paket. Wie lieb hast Du Dir wieder alles ausgedacht. Die kleinen Kuchen sind herrlich, Sie werden uns gute Dienste leisten, zumal ich ja garnichts backen konnte. Mein Leidensweg ist noch derselbe, wie ich Dir im September schrieb. Nur dass ich jetzt bei Tag und Nacht so unsagbare Schmerzen habe, dass ich nur flehen kann, derr Herr möchte mich möglichst bald erlösen. Hier auf Erden hält mich nichts mehr. Gott wird nachher für alles sorgen denn dies war sein Weg und Er trägt die Verantwortung. Heini leidet schwer; er will sich noch immer dagegen aufbäumen, dass er sein Liebstes hergeben muss.

Täglich versuche ich, ihn an diesen Gedanken zu gewöhnen. Wie gut, dass wir wissen, was uns erwartet. Diese Aussicht lässt uns getrost und freudig bleiben. Ja, liebe Ilse, einst hiessen wir das Haus in der Sonne, jetzt sind wir das Haus in tiefster Nacht. Wir alle grüssen Euch innig. Von Herzen danke ich Dir für alle Deine Arbeit und Liebe. Im Geiste bleiben wir verbunden. Einen Kuss der Liebe von Deiner

Toletta (?)

*

14.8.34

Liebe Brüder,

Euch allen einen herzlichen Gruß. Da wir vom Obmann nichts hören, empfehle ich, daß jeder selbst von sich hören läßt und mache selbst den Anfang. Uns geht es gut; trotzdem muß ich mit meinen Kräften haushalten und kann nicht mehr mit ihnen wüsten, wie ich es bisher so gerne tat. Erwin ist nach halbjährigen Unterbrechung wieder im Amt. Er hat einen Verweis erhalten. Am 12. August hat er zuerst wieder gepredigt. Der von etwa 700 Menschen besuchte Gottesdienst war ein rechter Bekenntnisgottesdienst. Uns war er vom ersten bis zum letzten Ton ein ungeheuer starker Eindruck. Und ebenso ging es der ganzen Gemeinde. Hier ist wirklich Gemeinde. Dabei Überwachung mit schriftlichen Notizen. Eine Abschrift seiner Predigt geht jedem Brudergleichzeitig zu. Jede Predigt wird vervielfältigt, Alten und Kranken, sowie auswärtigen Gemeindegliedern in aller Welt zugestellt. Gleichzeitig lege ich ein von

mir am 12. VIII. aufgenommenes Bildchen bei, womit Erwin hoffentlich einverstanden ist.

Auch bei Bob und Anna waren wir vor langer Zeit (12.VII.) auch um Hannchen zu sehen, die mit Kindern dort war. Anna macht sich als Leiterin dieser sehr geschätzten Gaststätte hervorragend! Dorthin gefahren waren wir mit Otto und Elfriede, die als sehr lieber Besuch bei uns waren. Wir sind voll Freude und Dank über diese Verbundenheit! Einige Worte aus Ottos letztem Brief möchte ich Euch nicht vorenthalten, da sie uns alle angehen. Erwins Predigt ist Antwort darauf. „Wir leben in apokalyptischen Zeiten und werden bald, bald auf der ganzen Erde schwere Erschütterungen erleben: eine Epoche menschlicher Selbstvernichtung. Die Völker versuchen Gottes Hand auszuweichen und liefern sich Babylon aus. Um so gewisser wird mir Philipper 3,20. Unsre Rettung, unser Halt und Trost, unsere Freude und Kraft und unser Friede ist allein der kommende Herr. Auf ihn zu warten mit brennenden Lampen ist uns aufgetragen. Das ist keine Schwärmerei, keine Weltflucht, sondern die nüchternste Haltung. In diesem Warten wissen wir uns eins mit Euch.“ Unser lieber Freund, der Superintendent Orth ist nach monatelangem schwerstem Kampf ins Vaterhaus heimgekehrt. Wir gedenken auch Georgs, der an ihm einen Vater verlor. Der alte Superus hatte sich für seine Beerdigung Menschenworte verboten. Nur 3 Schriftstellen durften dabei verlesen werden, und zwar aus Ps. 103, Römer 8 u. I. Petri I. so hatte es auch der alte Wacker gemacht, der letzte große lutherische Kirchenvater, nur hatte er Jes. 53, Luk 15 u. I. Kor. 15. ausgesucht.

Von den meisten andern Brüdern hören und sehen wir nichts. Wir grüßen Euch aber herzlich und hoffen besonders, daß unser offizieller Obmann sich durch diesen Gruß nicht beeinträchtigt fühlen wird, son-(dern) aufgemuntert wird, einen richtigen Rundbrief loszulassen, den manche, wie auch wir sehnlichst erwarten. Damit ist Käte gemeint, denn bei der großen Entfernung habe ich gar keine Angst vor ihrem Regenschirm. Euch allen ein herzliches Gott befohlen!

Trude und Hermann

*

Niederramstedt

Liebe Brüder und Schwestern!

Sehr bewegt mache ich mich daran, Euch zu schreiben. Wider Erwarten bald habe ich das Krankenhaus verlassen dürfen (13.12.) und bin, wenn auch noch nicht arbeitsfähig, auf dem Wege zur Gesundung. Sehr viele

treue Grüsse haben mich im Krankenhaus und jetzt uns hier erreicht, erfreut und gestärkt, für die ich von Herzen danke. Dieser Dank gilt auch Hermann SS. für seine Vertretung. Wir danken ihm vor allem für seinen Weihnachtsrundbrief mit Hinweis auf I.Joh.1-6 und die Anregung zu kleinen Treffen. –

Kranken Begegnen war mir als Arzt etwas Tägliches. Aber ernsthaft krank sein war mir eine neue Aufgabe, die ich nicht mit Freude, aber mit heftigster – Ärztlicher und – menschlicher Gegenwehr auf mich genommen habe. Heute gestehe ich mit Dank, dass ich von neuem erfuhr: Gott führt in die Stille nach seinem Rat und in den Kampf nach seinem Rat. Und das mit uns einzelnen wie mit seiner Gemeinde.

Peter schreib: „Uns will manchmal eine Bangigkeit Überkommen, im Blick auf die Kirche und unser Volk. Aber dennoch: Wir glauben, Heer, hilf unserm Unglauben.“ Kürzer und richtiger kann unsere Lage nicht umrissen werden.

Ich las jetzt Bartz „Die Deutschen vor Paris“ (Marneschlacht, Sept. 1914). Das Buch ist ernüchternd, besonders für den Mitkämpfer. Menschlich unüberbietbare Leistung, Tapferkeit und Einsatz zu beinahe Uebermenschlichem. Kaum erkennbar flicht das Unheil seine Spinnfäden hinein, sodass trotz aller Leistung und unerhörter Siege der Erfolg Rückzug war und Niederlage. Man kann es schliesslich mit Händen greifen, das verborgene Walten der Unheilmächte. Der Segen Gottes fehlte als einziges unserm Abwehrkampf als Volk, als Nation.

Die Hingabe und Leistung der gesamten wahrhaften Mannschaft von damals bleibt auch für das neue Ringen um Deutschland Vorbild. Dafür aber, dass diesem Tun nicht wieder der Segen Gottes fehlt, dürfen, sollen und müssen wir eintreten vor Gott und vor dem Volk.

Was schadet es, wenn einer von uns, wenn wir alle in diesem Dienst fallen? Haben wir für unser irdisches Vaterland Gut, Blut und Leben eingesetzt, - auch unsre Familienväter – und sollten als Knechte unsres Gottes zaghafter sein? Zwar wird für aus diesem Dienst entstandene Schäden keine Rente von Staats wegen gezahlt, aber schlechter als Jeremia werden wir bestimmt nicht dran sein, von dem (Jer.38,4) im belagerten Jerusalem die Oberen zum König sagen: „Dieser Mensch hat nicht das Wohl des Volkes im Auge sondern sein Unglück. Dieser Mensch sollte hingerichtet werden; er macht ja nur die Kriegsknechte... und die ganze Bevölkerung mutlos.“ Aber Gott bewegte zu seiner Zeit das Herz des Aethiopen Abedmslech, (Jer.38,7-13) und Nebukadnezar (Jer.39,11-14), des Obersten der Leibwache (Jer.40,4-5) für seinen Knecht Jeremia. Gott liess wohl zu, dass Isebel dem einzigen treuen Propheten Elia nach

dem Leben trachtete, er tröstete und stärkte ihn aber wieder i nachdem er in Furcht geraten und sich auf den Weg gemacht hatte, um sein Leben zu retten. (I.Kön.19,5-9) und offenbarte ihm seine Herrlichkeit (Vers 10-13). Er verhiess ihm auch, von Israel tausend Männer zu behalten, die ihre Knie nicht vor Baal gebeugt und deren Mund sein Götzenbild nicht geküsst hat. Gewiss treffen nicht alle Verheissungen, die dem Volk Israel gegeben sind,, uns. Aber sollte der Gott, der unter dem alten Bund treu war, dass er nicht über die Kraft versuchte, uns, nachdem er uns seinen Sohn gegeben, mit ihm nicht alles schenken?

Uns gilt das Wort des Elia (I.Kön.18,21): „Wie lange wollt ihr a auf beiden Seiten hinken?“ und das Wort des Paulus (Röm.13,11-14): „Die Stunde ist nun für euch da, aus dem Schlaf zu erwachen.“ Zur Zeit des jungen Samuel schlief das Volk (I.Sam.3,1). Deshalb musste Gott ihn – mehrmals rufen, ehe er Gottes Stimmee vernahm (Vers 2-9). Wenn Gott uns nicht antwortet, so liegt das nicht an ihm, sondern an unserm Schlafen oder Hinken (I.Sam.28,6). Ein Hinkender oder Schlafender konnte unmöglich sprechen wie der Jüngling David (Isam.17,45-47): „Du trittst mir mit Schwert und Lanze und Spiess entgegen, ich aber trete dir entgegen im Namen des Herrn der Heerscharen, des Gottes der Schlachtreihen Israels, die du verhöhnt hast...“. Eine unerhörte Sprache, die der Welt als lächerliche Anmassung erscheint, uns aber die Entschiedenheit, das Wachsein für das Wort Gottes zeigt. Entscheidung ist das erste, was Gott auch von uns und jetzt fordert. Und zu der von uns durch Gott geforderten geforderten Entscheidungen helfen und keine Massstäbe der Welt. Eshilft uns nur die Kraft Gottes, die wir allein aus Gottes Wort als dem lebendig machenden Brot empfangen. Gewiss sollen wir uns nicht aus Mangel an Liebe jemandem entziehen, aber es könnte, und müsste uns wohl zustossen, dass Gott uns jemandem entzieht. Dort, wo Menschen – im Raum der Kirche – unter Anrufung Gottes lügen, verläumden, Ehre schänden, schwärmerische Irrwege gehen und andere dazu zwingen wollen, da kann Liebe, die Gott wirkt, nur als Gericht offenbar werden. Das liegt ausserhalb unseres Ermessens. Es gilt für uns zuerst der Gehorsam gegen Gott, das eben doch auch dem Bruder gilt, aus falscher Schonung abschwächen oder gar verschweigen wollen; sie kann vielmehr nur durch umso entschiedeneren Gehorsam den Bruder ermutigen. Die Meinung aber, Gottes Wort Gottes Wort weise verschiedenen Menschen gegenüber derselben Lage verschiedene Wege, ist nur ein Zeichen dafür, dass etwas nicht stimmt. Dass zwischen uns und Gott Widerstände zur Trübung im Hören auf sein Wort und seinen Willen geführt haben. Demokratie, bei der man zwischen den Meinungen nach

Mehrheitsverhältnissen wählt, zeigt, dass Erkenntnis und Kraft zur Wahrheit fehlen und würde ein Kriegsherr zur völligen Auflösung führen. Deshalb ist die Aufrechterhaltung der Verbindung mit dem Oberkommando und die Unterordnung für ein kämpfendes Heer eine absolute Notwendigkeit, die grösste Opfer fordert und rechtfertigt. Die evtl. vorübergehend notwendige Selbständigkeit der Unterführung setzt Kenntnis und Verständnis für das Wollen und die Ziele der Führung voraus. Es kann uns aber der Beistand, der heilige Geist nicht zum Gegensatz unter einander führen, in dem Mass, als wir diesem Geist gehorsam und somit Gemeinde sind.

Und das ist der Anfang für unsern Bund vom ersten Tage an. Dieser Auftrag wird, je länger je mehr unsre ganze Kraft fordern. Ihm wird immer mehr unser ganzes Leben gehören. Und ihm soll alles dienen, was wir für einander und mit einander tun.

Ich glaube nicht, dass wir bisher anderes getan haben, auch nicht, dass wir jetzt die Wahl dieser oder jener Richtung haben. Aber es ist mir gewiss, dass unsere Haltung, und das gilt vor allem der eigenen, schwach, arm und schwankend war. Ich widerstreite auch nicht Kermann S. und seinen Ausführungen, aber ich glaube, dass wir, ob „Theologen“ oder „Laien“, weniger Theologie und mehr Theokratie haben müssen. Das wolle Gott uns schenken um unsertwillen, um unseres Bundes, unseres Volkes und der Gemeinde Jesu Christi auf Erden willen.

Heute – am ersten Weihnachtstag – hat Gott uns ein gesundes Töchterlein geschenkt. Christiane
Wollen wir es heissen. Käthe geht es gut.

Ich grüsse Euch alle auch in ihrem Namen!
Ein weiterer Rundbrief wird im Februar ausgehen. Getreu Euer
Gez. Ernst.

*

Pastor J. Jensen, Travemünde.

Herrn
Pastor Hugo Schmidt,

Lübeck- Travemünde, den 22. Februar 1935. Beantw. 2.3.35
(Handschriftlich)

Belzig (Mark).

Lieber Hugo!

Ende August vor. Js. schrieb ich an dich und liess den Brief seinerzeit über Ernst Georgi gehen, da ich damals Deine Anschrift nicht wusste.

Wahrscheinlich hat Dich der Brief nicht erreicht. So muss ich Dir noch einmal in der leidigen Angelegenheit der Weise Denkeschrift schreiben.

Noch immer steht da für Dich der Betrag von RM 12,60 offen für die seinerzeit entstandenen Vervielfältigungskosten. Den ursprünglich über RM 18,-- sich belaufenden Betrag hatte ich seinerzeit soweit herabdrücken können. Aber durch mancherlei widrige Umstände ist die Begleichung der Summe von Deiner Seite noch unterblieben. So ist z.B. Deine am 2. September 1932 an mich deswegen gerichtete Anfrage erst am 16. April 1933 an mich gelangt, (Dein Brief war über Hermann Th. (Thoböll-nr) gegangen), und in den Aufregungen der folgenden Monate hatte ich die Sache völlig vergessen, so dass ich auch bei unserer Begegnung in Hamburg nicht daran dachte. Erst im letzten Sommer bin ich daran wieder erinnert worden, als der evangelische Jugend – und Wohlfahrtsdienst Lübeck, der seinerzeit den Betrag verauslagt hatte, auf die Begleichung drängte. So möchte ich Dich bitten, mir den Betrag nun baldmöglichst auf mein Postscheck-Konto Hamburg 44496 zugehen zu lassen.

Wie mag es Euch nur gehen und ergangen sein? Von dem Treffen in Frankfurt haben wir von unserm lieben Hermann noch Nachricht erhalten und dann hörten wir, dass Du nun endlich wohlbestallter Pastor in der Kurmark geworden bist. Hoffentlich können wir uns denn nun beim nächsten Treffen sehen!

Von uns ist Besonderes nicht zu berichten. Persönlich geht es und gut, sachlich und in der Arbeit tragen wir ja alle dieselbe Last. Bei uns ist äusserlich zur Zeit alles ruhig. Umsomehr kommt es auf die innere Arbeit der Sammlung und auf viel Geduld und – Glauben an. Ich erwarte keine „Entscheidungen“ von irgendwoher. Welcher Weg vor uns liegt, weiss Gott allein. Aber Ihm dürfen wir die Sache unserer Kirche und des Bekenntnisses wahrhaftig getrost anvertrauen. Kennst Du übrigens die neue Schrift von Asmussen? (Theologische Existenz, Heft 16?) Ich finde sie im Blick auf Lage und Aufgabe überaus bedeutsam.

Lass Dich mit Hanna auch in Anna's Namen herzlich grüssen mit Galatar(?) 12,152!

Dein (unleserlich)

*

KR, 29.3.35

Liebe Brüder!

Seit zwei Wochen bin ich in ständiger Bewegung durch die Geschehnisse in unserer Hessischen Landeskirche, die uns besonders Nahekommen durch Peters Verhaftung und Verbringung nach Dachau. Bis heute kam von ihm von dort kein Lebenszeichen, ebenfalls nicht von den mit ihm dorthin verbrachten Pfrn. Ruhland, Hirschhorn, Wolf Würstadt. Eine Anfrage von der Inneren Mission München wurde von D. so beantwortet, dass die Pfr. dort nicht seien. * Täglich wird auf allen Wegen versucht, dagegen vorzugehen, dass es kein Verhör, keine Begründung und keine Rechtfertigungsmöglichkeit gab. Unser Peter ist nun Kreuz- und Banner-Träger geworden. Eine Woche vorher traf ich ihn noch als er im Nachbarort bei einem strafversetzten Pfr. Bekenntnis- Gottesdienst hielt. Er ist im letzten Jahr prächtig gereift. Die Ranstädter und Effolderbacher stehen treu zu ihm, ihre ehrlichen Bauerseelen sind tief empört. Vergangenen Sonntag hatten sie 3 Omnibusse bestellt, um ihren Pfr. in Darmstadt zu besuchen. Erst als die einzige Zugverbindung vorüber war, verbot man ihnen die Autofahrt. Die Eltern Br. sind jetzt wieder sehr gefasst. Grete geht in R. von Haus zu Haus, um die erregten Gemüter zu beruhigen, sie sollten ihrem Pfr. Ehre machen und an seine Predigt vom 30. 1. vom Untertansein der Obrigkeit denken. Am Sonntag werde ich G. besuchen.

Otto I. ist nicht im Schriftsteller-Verband aufgenommen, darf also nichts mehr veröffentlichen. Auch sein Verbleiben im Verlag ist sehr fraglich, obwohl sein Chef alles versucht, ihn zu halten, Grund beide Male Arierfrage.

Wir alle müssen täglich für ihn und Peter eintreten.

Auch im Cvt. müssen so viele wie irgend möglich teilnehmen. Doch heute bald mehr – da heute in grosser Eile.

Mit herzlichem Gott befohlen!

Euer Ernst

*

Seit Sonnabend, 30.03. sind sei dort, wie wir nun von einem Augenzeugen(?) wissen.

Grete Br. hat ein ... von d. Gemeinde. Trude Thobüll musste zum 1.4. wieder umziehen(?)

weil d. Kinder nicht gelitten haben.

Rückseite:

Niederramstedt(?) 10. April 35 Lieber Hugo, Liebe Ilse!

Wir wüssten so gerne etwas über eure neue Heimat, Arbeit und euer Ergehen. Werdet ihr nach Ostern kommen können?

Herzliche Wünsche und Grüße!

Gott befohlen!

Ernst

*

undatiert

Liebe Brüder und Schwestern!

Trude Thobüll schreibt uns folgendes: Ich muss euch etwas erzählen. Erschreckt nicht! Sondern seid mit mir dankbar für die Güte und die Liebe, die unser Herr und Heiland uns erwiesen hat und noch erweist. Er hat Hermann zu sich genommen. Er fühlte sich schon lange müde, Ihr wißt es ja auch, und er ist auf der Reise gewesen, um in Nauheim von einem Arzt und Verbindungsbruder sein Herz untersuchen zu lassen. Es war in der Nacht vom 14. auf den 15. ds. zwischen Lehrte und Hannover, als sein Herz den Dienst versagte und er still heimging. Sodaß die Mitreisenden meinten, er schlief. Ich wünschte, Ihr hättet sein glückliches Gesicht gesehen, als er im Sarge lag und ich ihn nochmal sehen durfte. Der Vorgeschmack der Herrlichkeit war da zu sehen. Unser Wandel aber ist im Himmel, wir im Glauben, Hermann nun im Schauen.... Morgen, Dienstag um 3 Uhr wird Erwin beerdigen.

Soweit die Nachricht von Trude. Ich gebe sie noch einmal an alle weiter, auch an die, die schon benachrichtigt sind, weil Ernst in seiner Krankheit und so lange sie dauert m. E. doch eine Entlastung braucht.

Ich kann kaum sagen, wie tief mich diese Nachricht berührt, trotzdem es doch ein wunderbarer Ausgang ist, so ausgespannt zu werden, daß auch noch das Sterben Zeugnis abgelegt von der Liebe, die ihn trieb seine Kraft zu verzehren. Und wir alle haben davon gezehrt, und jetzt erst ermessen wir ganz, daß die großen Opfer an Kraft und Zeit, die er immer wieder brachte, wenn der äußere Zusammenhang im Bunde sich lockerte, wirkliche Opfer seiner reichen Liebe waren. In ihm verkörpert sich nach meiner Empfindung, das, was Georg in dem Bunde vorschwebte, am reinsten, und wenn wir lahm und lau wurden, ersetzte er das, was wir

vermissen ließen, durch doppelte Hingabe ohne viel Worte, und beschämte uns dadurch so gründlich, daß ebenfalls ohne viel Worte wir auf einmal wieder beisammen waren. Und was haben die einzelnen unter uns ihm persönlich zu danken an verstehender helfender Liebe, das ist überhaupt gar nicht auszusagen und ist wenigstens für meine Erfahrung beispiellos. Und nun meine ich: er ist unersetzlich, aber er hinterlässt uns ein großes Vermächtnis: wir müssen immer vor Augen haben, wie er sich des Bundes angenommen hat, und ich denke sein Tod festigt nun erst recht das Liebesband unter uns. Nur deshalb schreibe ich trotzdem ich zunächst auch die Empfindung hatte, überhaupt kein Wörtlein sagen zu können. Und wenn das was ich schrieb, so etwas wie ein Nachruf klingt, bitte nehmt es nicht so auf, es bewegt mich zu sehr, daß Hermann, gerade Hermann nicht mehr unter uns sein soll und da meine ich nur daß wir uns etwas geloben sollten, was wir dann auch halten wollen.

Laßt uns auch einmal ernsthaft darüber nachdenken, wie wir es uns vorstellen, daß die Verbindung unter uns unter allen Umständen gepflegt wird, ich will gern ohne daß ich allerdings mit Ernst darüber gesprochen habe, für die Zeit seiner Krankheit, die hoffentlich bald vorüber ist, auch darin für ihn einspringen, denn einer muß jedenfalls da sein, der Zeit hat, sich dem Bund zu widmen. Ich denke also nun, der alte Obmann springt einfach ein, bis der neue wieder gesund ist. Ich schäme mich nur daß ich nicht früher auf diesen Gedanken kam.

Und nun bin ich auch nicht mehr imstande, heute noch viel mehr zu sagen. Nur daß Ihr alle benachrichtigt seid, sei es auch nun, da ich mich mit niemandem soschnell in Verbindung setzen konnte, vielleicht von Mehreren Seiten zugleich, und daß ihr alle mittragt soweit das überhaupt möglich ist. Die himmlische Stadt, da man zusammen kommt, ist uns jetzt näher gerückt und wir wissen jetzt besser, daß es für dieses Leben nicht mehr bedarf als ihr entgegenzugehen in Gemeinschaft der Liebe die Jesus stiftet, und alles andere hernach sich finden wird, und Wir ahnen von ferne, das das Herrlichkeit sein wird.

Gegrüßt euch euer Hermann Sauter.

Briefe an Hugo Schmidt

Pfarrer Link

Berlin N W 87, den 20.11.1936

Sehr geehrter Herr Bruder!

Nach der Rechtsausschuß – Sitzung ist es mir schon lange ein Bedürfnis, einmal mit Ihnen persönlich zu sprechen. Können Sie mich deswegen einmal anrufen oder schriftlich mich einige Zeilen wissen lassen, die Ihnen möglich sind. Ich kann dann mir eine passende auswählen – zur Verabredung.

Mir brüderl. Gruß!

Herrn Pfarrer Schmidt

Zehdenick.

Gez. Link

*

Briefkopf **Reichskonferenz** (durchgeixt, ersetzt durch Verband) für
Evangelische Alters- und Siechenfürsorge Berlin-Dahlem, den
20.12.38 Reichsteiner Weg 24

Herrn Pfarrer Schmidt Zehdenick-Havel Kirchplatz 8 Sehr geehrter Herr
Pfarrer, auf Ihr freundl. Schreiben vom 15. ds. betr ein Landhaus im Dorfe
Trügleben bei Gotha, dass Sie gern als Altersheim verkaufen würden,
teilen wir Ihnen folgendes mit: Von ländlichen Altersheimen bekommen
wir häufig schon die Meldung, dass sie sich nicht mehr gut füllen. Die
Alten, die in Städten wohnen, sind in der Regel nicht dazu zu bewegen, in
ein Altersheim auf dem Lande zu gehen, weil sie dann ganz aus ihrer
Umgebung und Bekanntschaft heraus müssen und die Verwandten und
Freunde sie dann nicht häufig genug besuchen können. Wenn der
Thüringer Verband für Innere Mission Ihnen bereits eine abschlägige
Antwort gegeben hat, ist dies ein Zeichen dafür, dass sich die Einrichtung
eines Altersheimes in Trügleben nicht lohnen würde. Wenn er die
Einrichtung nicht für rentabel hält, können wir Ihnen einen anderen
Bescheid nicht geben.

Heil Hitler

Reichsverband für Evangelische Alters-und Siechenfürsorge

*

Sächsisches Gemeinschafts-Diakonissenhaus Aue i.Sa. Schneeberger Str 98
Aue i.Sa, am 26.Januar 1939

Herrn Pfarrer Schmidt, Zehdenick/Havel, Kirchplatz 8 Sehr geehrter Herr
Amtsbruder!.....Ich sehekeine Möglichkeit, das von Ihnen angebotene
Altersheim zu übernehmen. Nach Ihrem Vorschlag würde wohl der Herr
Diakon Strehlow mit seiner Frau die Leitung des Altersheimes in seine
Hände nehmen. Demnach fehlt es Ihnen eigentlich nur am Geld für die
Finanzierung der Eröffnung des Heims. Wir können Ihnen diesen
Geldbetrag auch nicht geben. Wir haben ja nicht überschüssige
Mittel,Wir wünschen Ihnen deswegen nur, daß Sie das erforderliche
Geld von anderen Quellen erhalten werden. Mit den besten Wünschen
fürund mit brüderlichem Gruß

Ihr ergebener.

(unleserlich)

*

Pastor Immer Emden Ostfr. Jungfernbrückenstrasse 11. Ruf: 2216.

Herrn
Rektor Schmidt

Oldenburg i.O. Bremer Heerstrasse 37

Emden, den 21ten September 1942

Sehr verehrter Herr Rektor!

Es tut mir aufrichtig leid, dass Sie mich betreffs der Zusendung der
Gedächtnisrede für Ihren Sohn Hugo, unsern lieben Freund und Bruder,
mahnen mussten. Aber es ist so, wie Sie vermuten. Ich hatte bis jetzt keine
ruhige Zeit, in der ich die Abschrift hätte anfertigen können. Heute konnte
ich endlich einmal zu Hause bleiben und mich dieser Arbeit widmen. Ich
habe Ihnen 8 Durchschläge gemacht, über deren Verwendung Sie verfügen
können. Diese 8 Durchschläge sind auch für Ihre Schwiegertochter mit
berechnet. Sie hätte gewiss auch gerne einige davon. Wenn sie an dem
Plan einer regelrechten Vervielfältigung festhält, dann gibt es vielleicht in
Oldenburg irgend eine Schreibstube, wo solche Vervielfältigungen

angefertigt werden. Sollte das nicht der Fall sein, so senden Sie mir, bitte, einen von den Durchschlägen wieder zu, dann will ich in Emden versuchen, die Arbeit machen zu lassen. Wir haben dort eine Schreibstube, die das sehr schön macht. Geben Sie dann auch, bitte, an, wieviel Stücke Sie gerne haben möchten.

Es war schmerzlich, dass es ihnen Ihr körperlicher Zustand nicht erlaubte, bei der Gedächtnisfeier zugegen zu sein. Wir werden unsern Hugo nie vergessen und ihn für alle Zeit in liebendem Andenken halten. Vielleicht erlaubt es mir einmal meine Zeit, Sie in Ihrem Oldenburger Heim persönlich aufzusuchen. Es sollte mir eine Freude sein, Sie einmal wieder zusehen und mich mit Ihnen über das auszutauschen, was unser beider Herz bewegt. Grüßen Sie herzlich Ihre verehrte Gattin und seien Sie selbst aufs herzlichste begrüßt

Von Ihrem Immer

*

Gedächtnisfeier für unsern Freund und Bruder Hugo Schmidt am Freitag, des 4ten September 1942 in der Gertrudenkappelle in Oldenburg –

In Jesu Namen. Amen. Lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldet das Kreuz und achtete der Schande nicht und hat sich gesetzt zur Rechten auf den Stuhle Gottes. Jesus spricht: Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat? Und abermal spricht er: Nicht, wie ich will, sondern wie du willst. Und abermal: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Wir hören Gottes Wort, wie es geschrieben steht im Buch der Offenbarung Johannis im 7ten Kapitel vom 9ten bis zum 17ten Verse... gebet.

Wir hören Gottes Wort, wie es geschrieben steht im 31ten Psalm, wo es im 8ten Vers also lautet:

Ich freue mich und bin fröhlich über deiner Hilfe, dass du mein Elend ansieht und erkennest meine Seele in der Not.

Im Herrn geliebte Freude! Einige Bilder aus dem Leben unseres heimgegangenen Freundes und Bruders Hugo Schmidt sollen uns zunächst in dieser Stunde des Gedenkens vor Augen gestellt werden. Ich sehe ihn auch einem Oberprimaner, mit leuchtendem Angesicht Zeugnis ablegte von dem Herrn, dem er und seine Freunde dienen wollten und dessen Dienst sie ihre Mitschüler aufrufen wollten. Vorangegangen war ein

heisser Kampf, den die Bkler unter seiner Führung auf sich genommen hatten, als sie ihre Mitschüler aufriefen, sich durch Unterschrift zur Wahrhaftigkeit und zum Verzicht auf Lug und Trug in der Schule zu verpflichten. – Ich sehe ihn auf einer unserer Freizeiten, wie er ein Redegefecht, ein heisses Ringen um die Wahrheit sei-nerseits mit den Worten abschloss: „Freunde, ihr mögt sagen, was ihr wollt und mögt tun, was ihr wollt. Ich sage euch, dass ich von diesem Jesus nicht lassen kann noch lassen will.“ – Ich sehe ihn in einem unserer Ferienlager auf der Insel Spiekeroog, im Kreise der Fahrtgenossen, wo sein von der Liebe Jesu regiertes Wesen sich wie von selbst den anderen sichtbar mitteilte, sodass, als es plötzlich einen Dienst zu tun gab, die Leute seiner Gruppe mit ihm an der Spitze gleichsam, wie es im Liede heisst, „hinjauchzten in den Streit“. – Ich sehe ihn bei einem Zusammensein zu nächtllicher Stunde im Heim unseres Freundes Heinrich Oltmannin einem Kreis von Gleichgesinnten. Zum Abschluss unseres Gesprächs fordert uns unser Gastgeber auf, aus unserem Leben zu berichten, was uns von allen Dingen bewogen habe, in die Nachfolge und in den Dienst Jesu Christi zu treten. Hugo nannte vorallem anderen den Namen Richard Ederhofs, des Begründers des Wilhelmshavener Bibelkreises. Drei aus diesem Viererkreis sind uns bereits in die Ewigkeit vorangegangen: Heinrich Oltman, Wiard Rosenboom und Hugo Schmidt. – Und ich sehe ihn bei seiner Ordination in der Lambertikirche, wo ich ihm und seinem Mitordinanden, dem jetzigen Bremer Missionsdirektor Erich Ramsauer, im Verein mit unserem gleichfalls heimgegangenem Freund und Bruder Karl Eschen die Hand auflegen durfte. Ich rief ihm damals das Wort seines Herrn und Meisters aus Johannes, das rätselhafte Wort, das es sprach, als jene Griechen zu Philippus kamen mit dem Wunsch: „Herr, wir wollten Jesum gerne sehen.“ jenes Wort, das der Herr sprach, als sich zum ersten Male die Missionsaufgabe im Blickfeld der Jünger zeigte, und das richtunggebend geworden ist für die Missionsarbeit der Kirche: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es sei denn, dass dem Weisenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein. Wo es a-ber erstirbt, so bringt es viele Früchte. Wer sein Leben leib hat, der wird es verlieren, und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben. Wer mir dienen will, der folge mir nach, und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.“ – Und dann sehe ich ihn in der kleinen Kappelle des Oldenburger Diakonissenhauses vor dem Altar knieen, an der Seite seiner Lebensgefährtin, die sich mit ihrem Jawort vor Gottes Angesicht bereit erklärte, seinen Weg mit ihm zu gehen, den Weg seines Dienstes, der ein Weg des Sterbens ist. Es ist ein

Weg des Sterbens geworden, der Weg nach Afrika in den Missionsdienst mit seinen ungeahnten Kämpfen und Schwierigkeiten, der schwere Weg zurück in die Heimat, der Weg nach Zehdenick in eine vielleicht noch schwierigere Missionsarbeit, und dann endlich der Weg nach Weimar-Buchenwald---

Des Sohnes Rechte mit tief gebeugtem Sinn Gürtet die Knechte und führet sich dorthin, Wo es sich dünkte lauter Sterben.
Er aber lässt sich den Segen erben.

Der Weg unseres Freundes und Bruders, der so ganz anders verlaufen ist, wie er und wie wir alle ihn uns gedacht haben, lässt uns an das Wort denken, das der Herr seinem so feurigen Jünger Simon Petrus sagen musste: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Da du jünger warest, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wohin du wolltest. Wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hand ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtet und führen, wohin du nicht willst. „Wir wissen, wer dieser andere ist, es ist der, der sich selber hat gürtet und führen lassen den Todesweg, den Weg zum Kreuz. Und wenn er uns in seiner Nachfolge die gleiche bahn führt, so dürfen wir doch wissen, dass er mit uns geht, und dass wir an ihm nicht einen Hohenpriester haben, der nicht könnte Mitleiden haben mit unseren Schwachheiten, sondern, der versucht ist gleich wie wir, doch ohne Sünde, sodass wir auf unseren Sterbenswegen im Aufblick zum Bilde des Gekreuzigten mit dem sterbenden Ritter Ulrich von Hutten in seinen „letzten Tagen“ sprechen können:

Je mehr ich es betrachte, wird die Last Mir abgenommen um die Hälfte fast; Denn statt das einen leiden unser zwei, Mein dorngekrönter Bruder steht mir bei.

Er ist ihm beigestanden, unserem treuen Bruder, auch auf der letzten dunklen Wegstrecke, die er nach Gottes unerforschlichem Rat geben musste. Wir wissen nichts von ihr, aber eins dürfen wir glauben, dass auch in der Dunkelheit des letzten Weges auf seinen Lippen nicht das Lob der Güte seines Herren verstummt ist: „Ich freue mich und bin fröhlich über deiner Güte, dass du mein Elend ansiehst und erkennest meine Seele in der Not. Das eben ist die Güte unseres Herrn, über der wir auch in der tiefsten Dunkelheit uns doch immer wieder freuen dürfen, ja, über der wir im bittersten Leid doch immer wieder fröhlich sein dürfen, dass er unser Elend ansieht. Und wenn es kein Mensch sieht, wenn wir in unserm Leid

ganz allein gelassen sind, - Gott sieht es, - das ist genug, mehr braucht es nicht, um auch im tiefsten Elend getröstet zu werden:

Ja, wenns am schlimmsten mit mir steht, freu ich mich seiner Pflege, Ich weiss, die Wege, die er geht, sind lauter Wunderwege.

Was böse scheint, ist gut gemeint, er ist ja nimmermehr mein Feind, Er gibt nur Liebesschläge.

Und erkennest meine Seele in der Not. Gott erkennt seine Heiligen an, auch zu Zeiten, wo andere sich schämen mögen, sich zu ihnen zu bekennen. Er weigert sich nie, seine Freunde zu kennen, auch wenn von ihnen gilt, was im 11ten Kapitel des Hebräerbriefes von den Glaubenszeugen des Alten Bundes geschriben steht : „Ettliche haben Spott und Geisseln erlitten, dazu Bande und Gefängnis, sie wurden gesteinigt, zerhackt, zerstochn, durchs Schwert getötet, sie sind umhergegangen in Schlafpelzen und Ziegenfellen, mit Mangel, mit Trübsal, mit Ungemach (deren die Welt nicht wert war) und sind im Elend umhergeirrt in den Wüsten, auf den Bergen und in den Klüften und Löchern der Erde.“

Es kennt der Herr die Seinen und hat sie stets gekannt, Die Grossen und die Kleinen in jedem Volk und Land. Er lässt sie nicht verderben. Er führt sie aus und ein. Im Leben und im Sterben sind sie und bleiben sein.

Jesus spricht: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lbens geben. Wer überwindet, dem soll kein Leid geschehen von dem anderen Tod.

Wer überwindet, dem soll nichts geschehen Von andern Tode, der die Seele quält.

Er soll das Angesicht des Vaters sehen, Wenn das erwählte Herr sein Lob erzählt. Nach tapferm Ringen, soll er ihm singen Und Opfer bringen in Heiligkeit.

Amen.

Gebet.

Segen: Der Gott des Friedens geben euch Frieden allenthalben und auf allerlei Weise. Der Herr sei mit euch.

Beisetzung.

In Jesu Namen. Amen. Gelobet sei der Herr täglich. Der Herr legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Der Herr ist nahe allen, die ihn anru-fen,

allen die ihn mit Ernst anrufen. Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.

Nachdem es dem Herrn über Tod und Leben gefallen hat, unseren Bruder aus dieser Zeitlichkeit abzuberufen in seine Ewigkeit, übergeben wir sein verangliches Teil der Erde:

Erde zur Erde, Asche zur Asche, Staub zu Staube.

Es wird aber gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesät in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesät on Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit.

Wird das nicht Freude sein: sehn unterm Fusse liegen,
Was schwer war zu besiegen, Gott dienen engelrein;
Von Schmerzen, Leid Verdriessen nicht das Geringste wissen: Wird das nicht Freude sein, wird das nicht Freude sein?

Ich halte dafür, dass dieser Zeit Leiden nicht wert sein, verglichen zu werden mit der Herrlichkeit, die an und soll geoffenbart werden.

Wenn ich auch garnichts fühle/von deiner Macht, du bringst mich doch zum Ziele auch durch die Nacht. So nimm denn meine Hände und führe mich/bis an mein selig Ende und ewiglich.

Unser Vater...

Segen: Der Herr behüte dich vor allem Übel. Er behüte deine Seele. Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit.

Amen.

Hugo Schmidt und Afrika

*

ABSCHRIFT

Kidugala, den 9. Januar 33. Bindende Verabredung zwischen
Missionsdirektor D.S. Knak und Missionar H.J.H. Schmidt

Heute Abend fand im Zimmer des Direktors im hiesigen Missionshaus eine grundlegende Aussprache statt über den Termin des Ausscheidens von Missionar Schmidt aus der B.M.G. Die Besprechung war von Letzterem gesucht worden seit vorigen Sonnabend, stand jedoch in Zusammenhang mit Gesprächen, die in Magoje gepflogen worden waren. Der Direktor macht dem Missionar eine ernste Vorhaltung, diese Unterredung zu lange hinausgeschoben zu haben. Missionar Schmidt erwiderte, er habe hier in Kidugala auf eine Anrede und Frage des Direktors gewartet nach der in Magoje getroffenen Verabredung, endgültige Entschlüsse sollten in Kidugala gefasst werden. Als sachlicher Hauptgrund, dass Missionar Schmidt nicht sofort nach seinem Eintreffen in Kidugala die Initiative ergriffen hat, gibt dieser an: Er habe innerlich noch geschwankt und sei mit seinen Überlegungen noch nicht zu völliger Klarheit gekommen. Weiter gibt Missionar Schmidt an: Er habe seine freudige Zustimmung zum Ausscheiden aus der B.M.G. Grundsätzlich gegeben. Jedoch sei er der Meinung gewesen, der Zeitpunkt sei sachlich folgendermassen bestimmt worden: Es solle abgewartet werden bis ein gewisser Abschluss in der gegenwärtigen Entwicklung der Arbeit und ein Neuanfang (im Stationsbezirk Magoje) zustande gekommen sei.

B.1.2: Freilich war dabei auch von der Zuendeführung des Magojer Seminarganges die Rede. Jedoch war noch ausführlicher in den Magojer Tagen von den Grundsätzen in der Missionsarbeit gesprochen worden, und die Grundsätze der von Missionar Schmidt begonnenen Arbeit hatten die Zustimmung des Direktors gefunden. Direktor Knak erklärte dem gegenüber, es seien feinere Nuancen im Gespräch übersehen worden, die von wesentlicher Bedeutung gewesen seien. Er erlebe hierin wieder eine Bestätigung der alten Erfahrung, dass eine Verständigung mit Missionar Schmidt ausserordentlich schwer sei. Missionar Schmidt gab zu, dass ein Missverständnis an ihm gelegen haben könne. Dabei wies er jedoch auf folgendes hin: Weder in seinen letzten brieflichen Äusserungen (s. Auch

Vierteljahrsberichte) noch in den Gesprächen in Magoje habe er irgendwie das Recht zu den Zweifel anerkannt, dass es ihm nicht gelingen werde, zu der Gemeinde in ein normales Verhältnis zu gelangen. Im Gegenteil habe er immer daran festgehalten, seine Erfahrungen nötigten ihn durchaus zu der Annahme, dass die Hoffnungen, mit denen er auf das Missionsfeld gekommen sei, zu einem wesentlichen Teil erfüllt werden könnten. Hätte er diese sichere Meinung nicht gehabt, würde er dem Gedanken, gleich fortzugehen, also das Verhältnis zur Gesellschaft sofort zu lösen, ohne Frage sofort zugestimmt haben. Andererseits könne er nicht einverstanden sein, bereits im Jahre 1934 die begonnene Arbeit zu verlassen, da es völlig unmöglich sei, in so kurzer Zeit etwas Grundlegendes zu erreichen.

Bl 3.: Der Erfolg der Bibelarbeit mit den Seminaristen und ihre Erziehung sei davon abhängig, dass auch eine Verbindung zwischen ihnen und unserem bereits in der Arbeit stehenden Lehrer und Helfer hergestellt werde, eine geistige Verbindung. Diese aber sei nicht in zwei Jahren zu erreichen, da im Höchstfall zweimal jährlich Lehrerkurse stattfinden könnten. Auch ist nötig, den jungen Seminaristen bei ihren ersten Lehrerversuchen und bei der Einführung in ihre Arbeit tatkräftige Hilfe zu leisten. Dabei bin ich mir bewusst, dass ich ihnen nur wirklich dienen kann beim Eindringen in die Schrift und bei ihrer Predigtstätigkeit. Selbst in der religiösen Jugendunterweisung kann ich ihnen nicht wirklich Entscheidendes vermitteln. Das ist nur möglich bei Anwendung der Methoden (ab hier beginnt B. 1.2.) von Martha von Grot, die ich wohl ziemlich gut kenne, aber in keiner Weise beherrsche. Wenn Missionar Schmidt, trotzdem er die pädagogischen Fragen für die gegenwärtige entscheidenden in der Missionsarbeit hält, doch auf eine neue Grundlegung in den Anfängen hofft, so hat das folgende Gründe: a) Er will durch ernste Bibelarbeit und die Weckung der Freude am Bibelstudium an der Grundlegung der Gemeinde mitarbeiten. b) Er will der Gemeinde und besonders den Helfern und Lehrern helfen, die Verantwortung für die Gemeinde und die Missionsarbeit an Sippe und Stamm deutlicher zu sehen und allmählich dementsprechend handeln. Ferner erklärt Missionar Schmidt: a) Der sachliche Hauptgrund, weshalb er in den (Bl. 4:) ersten zwei Dritteln des Jahre 1931 aus dem Kondeland fortstrebte, war eine ganz bestimmte Erkenntnis: Da die Arbeit an den Vanyakyusa von zwei verschiedenen Missionsgesellschaften getan wird, fällt die Bildung einer einheitlichen lutherischen oder evangelischen Stammeskirche als konkretes Arbeitsziel fort. Zu dieser Einsicht führte Missionar Schmidt in besonderem die Erkenntnis, dass die Herrnhuter in ganz verhängnisvoller

Weise eine gesunde Entwicklung erschweren, vielleicht sogar unmöglich machen: 1) Nachgiebigkeit gegenüber dem Verlangen ihrer Christen nach englischer Bildung. (Ihre Methoden sind verwandt mit denen von Livingstonia.) Die Brüdergemeindechristen sehen auf unsere herab, etwa wie auf Hinterwälder. 2) Eine gewisse Weichlichkeit der Missionare, besonders gefährlich, da die Kunde auch seelisch verweichlicht sind.

3) Das Gefährlichste, Laxheit in der Kirchenzucht. Nun erinnerte Missionar Schmidt daran, dass er die Verbindung mit der B.M.G. Nur deshalb angeknüpft habe, weil er die bestimmte Erwartung und Hoffnung hegte, es werde ihm ermöglicht, beim Aufbau einer wirklichen lutherischen Stammeskirche mitzuarbeiten. Damals hatte er mit vollem Bewusstsein die Namen Gutman und Keysser als eine Lehrer genannt und glaubte sicher sein zu dürfen, dass ihn von dem Leiter der B.M.G. Jede mögliche Hilfe gewährt werde. Er hatte sich davon überzeugt, dass in einigen wesentlichen Grundzügen über die Arbeitsmethoden Einigkeit bestand zwischen

Bl. 5.: Missionsdirektor Knak und ihm. b) Die Bibelarbeit sei für das Auge von Missionar Schmidt neben dem Aufbau des Schulwesens nach den praktischen erprobten, wissenschaftlich anerkannten und echt lutherischen Methoden der Baltin Martha von Grot nicht nur für unseren Gemeindeaufbau von entscheidender Bedeutung, sondern auch für die Erhaltung unserer Arbeit in den Stürmen, die uns in- folge des Eindringens der Katholiken vermutlich noch bevorstehen werden. Jetzt können wir unser Gebiet nur deshalb halten, weil die Katholiken noch zu ungeschickt sind. Wirklich gefährlich wird unsere Lage erst dann wenn sie nach folgenden Grundsätzen die Arbeit aufnehmen:

1. Neben der Pflege des Kisuaheli den Unterricht und Predigt in der Muttersprache zu geben. Das geschieht bereits in den Anfängen.
2. Die vom Papst empfohlenen Methoden, die bereits in Deutschland mit Erfolg angewandt werden, auch auf das Missionsfeld zu übertragen. (Bibelarbeit und =Lektüre nach der Auslegung des römischen Katholizismus.)
3. Die Priestertheorie für die Neger zu gestatten, was m. W. dem römischen Katholizismus theoretisch bisher nicht unmöglich war. Missionar Schmidt ist der festen Überzeugung, dass wir dieser ausserordentlichen Gefährdung nur dann gewachsen sind, wenn wir mit Ernst zu den Quellen der Reformation zurückkehren, und die Fehler, die damals beim Aufbau des Gemeindelebens und der Kirchenkörper gemacht worden sind, vermeiden.

Bl. 6.: S. E. Kommt der Frage der Kirchenzucht und ihrer

Gestaltung im Sinne Luthers dabei eine besonders wichtige Stelle zu. In dieser Frage verdankt Missionar Schmidt Marta von Grot bedeutende Anregungen.c) Ferner erwähnte Missionar Schmidt, es läge ihm am Herzen, unseren Bergvölkern in einer besonderen leiblichen Not zu helfen. Auch in dieser Beziehung (hier beginnt B. 1.3) handelt es sich um die Verwirklichung von alten Gedanken. In der Angelegenheit wurde strengste Vertraulichkeit erbeten, sowohl hier auf dem Missionsfeld als auch in der Heimat. Sie wurde zugesagt. d) Hinzukommt, dass ich unseren Bwanjichristen helfen möchte, ihre Kirche in Eingeborenenstil zu errichten.Dieser Plan hält er für verhältnismässig unwichtig.

Die Aussprache führte dadurch zur Klärung, dass Missionar Schmidt erklärte, wenn ihm nicht die Möglichkeit zur Weiterführung der begonnen Arbeit in diesen Linien gegeben werde, besitze er die innere Freiheit, die eingegangene Bindung mit der B.M.G. zu lösen.Auf Einwendungen des Direktors hin schlug Missionar Schmidt folgende Regelung vor:

Nach einer Arbeit von zwei Jahren im Bwanjiland werde sich zeigen, ob er tatsächlich die nötige Fühlung mit der Bwanjigemeinde gefunden habe, das ihm gesteckte Ziel zu erreichen.

Bl. 1.7:

Der Direktor fügte hinzu: Es müsse dann auch erwiesen sein, dass Missionar Schmidt in einem normalen Verhältnis stehe zu dem Geschwisterkreis und dem Komitee. Die Entscheidung über diese Frage stehe dem Komitee zu.Missionar Schmidt stimmte diesem Gedanken ohne Einschränkung bei und erklärte, er werde dann die Konsequenzen daraus ziehen, wenn eine entsprechende Bitte an ihn gelange und sich dem Wunsche des für das hiesige Missionsfeld verantwortlichen Komitees restlos fügen.

Der Direktor warf die Frage auf, ob Missionar Schmidt das erforderliche Vertrauen ihm gegenüber, als dem verantwortlichen Leiter, entgegenbringe. Missionar Schmidt bejahte diese Frage in vollem Umfang und zwar mit Freude, wobei er hinzufügte, dass er von der Sachlichkeit des Direktor überzeugt sei. Missionar Schmidt erklärte ferner: Aus diesen Verabredungen ergibt sich:

Sollte nach zwei Jahren seine Erwartungen eingetroffen sein, so würde er das Recht haben, bis in den Beginn der Jahres 36 mit der Heimreise zu

warten. Er könnte aber auch schon vorher, je nach seinem Ermessen, seine Tätigkeit innerhalb der B.M.G. abbrechen.

Da hiermit ein neuer Anfang der Tätigkeit von Missionar Schmidt beginnt, hält er es für zweckmässig, ja (Bl. 1.8:) notwendig, dass die noch unentschiedenen Fragen, die sein Verhältnis zur B.M.G. sonst noch, ausser den jetzt erledigten Fragen des Arbeitsbereiches schwer belastet haben, geklärt werden. Es handelt sich noch um zwei Fragengebiete aus der Vergangenheit.

1. Zu den Meinungsverschiedenheiten auf finanziellem Gebiet. Gehaltsfrage, Antrag, den Beginn des Dienstalters auf Januar 1925 festzusetzen. Damit wäres. E. Den Notizen entsprochen worden, die Herr Baumgart sich im Mai bis Juli 1930 gemacht hat. (Es sollte die Tatsache berücksichtigt werden, dass in der Oldenburgischen Kirche bereits nach bestandem Tentamen die Hilfspredigertätigkeit beginnt ohne Vikariats- bzw. Predigerseminarszeit. Schmidt hat bereits Ende 1924 solchen Dienst in der Oldenburgischen Landeskirche aufgenommen. In seinem Fall ist es also in vollem Umfang eine sachliche Entsprechung zu dem Ausbildungsgang der Kandidaten der B.M.G. – Ausserdem sollte bei der Einstufung in die zu erwartende Gehälterordnung auf die Tatsache in billiger Weise Rücksicht genommen werden, dass Schmidt beim Übergang zur B.M.G. auch erhebliche finanzielle Opfer gebracht hat, da er aus einer Landeskirche kam, bzw. in eine andere überzutreten im Begriff war, in denen die höhere Reichsbeamtengehälterskala den Pfarrerbesoldungsgesetzen ihre Ordnung gegeben hat. – Als Begründung für (hier beginnt B 1.4.)

41

Briefe Hugo J.H.Schmidt Nataly Ritzel

diese ungewöhnliche Forderung hatte Schmidt damals ausdrücklich die Rücksicht auf seine Frau angegeben.) (...)

2) In dem Antwortschreiben des Komitees auf das Protokoll der Missionarskonferenz in Ilembula ist Missionar Schmidt in ungewöhnlicher Weise angegriffen worden. Für die Teilnehmer an der Missionarskonferenz ist es durchsichtig, dass dem Komitee ein Irrtum unterlaufen ist. Da aber die Antwort auf das Protokoll, sogar noch ohne Mitübersendung des Protokolls, auch in die Hände der Krankenschwestern und Ärzte gelegt worden ist, ja sogar des Pflanzers der Ngambo- Gesellschaft in Manow,

(selbst die Handwerker haben auf anderem Weg Kenntnis von dem Inhalt dieses Komiteeschreibens erhalten,) ist seine Stellung unter den Missionsangehörigen erschwert worden. Das ist um so verhängnisvoller, da es sich um peinliche Dinge handelt, die er nur nach Zusicherung strengster Vertraulichkeit der Mitglieder der Missionarskonferenz im engsten Kreis besprochen hat. Das ist geschehen unter der Verpflichtung des §55, Abs.9 der M.O. Er bittet deshalb das Komitee darum, einen Weg zu suchen der eine Richtigstellung dieser Irrtümer ermöglicht. Für die zukünftige gedeihliche Arbeit im Bwanjilande scheint es Missionar Schmidt erforderlich zu sein, dass möglichst genau, jedenfalls näher umschrieben wird, was das Versprechen, das von Missionslehrer Wolff nach der Angabe des Direktors gefordert werden soll (als eine der Bedingungen für seine Rückkehr), im Einzelnen bedeutet: „auf jede Einflussnahme auf den Bwanjistamm oder einzelnen Bwanji völlig Verzicht zu leisten“. Mit Rücksicht auf die Charaktereigenschaften von Missionslehrer Wolff und seiner Frau erscheint diese Überlegung als zweckmässig.

Bl. 11. Missionar Schmidt nimmt an, dass es wohl kaum eine andere Gewähr für die Ausführung des Grundsatzes geben wird, als ein konkretes Versprechen etwa folgenden Sinnes: Missionslehrer Wolff und seine Frau verpflichten sich während der Zeit von Schmidts Zugehörigkeit zur B.M.G. keine Reise im Raume des Kinga- und Bwanjistammes zu unternehmen, sich jeden schriftlichen und mündlichen Verkehrs mit Gliedern dieser Stämme zu enthalten, etwa eintreffende Briefe von diesen Seiten nicht zu beantworten, sich auch jeder Vermittlung durch Dritte im Verkehr mit Gliedern der genannten Stämme, bzw. Mit Bewohnern des Bwanjilandes zu enthalten. Diese Forderung muss wohl deshalb auch auf die Kingaleute ausgedehnt werden, weil ein verhältnismässig reger Verkehr vom Kingaland über Kidugala (hier beginnt B. 1.5) geht, und die Kingaseminaristen im Bwanjiland ihre Ausbildung empfangen.

Der Erfolg der von Schmidt begonnen Arbeit im Stationsbezirk Magoje könnte sehr gefährdet werden, wenn Eingeborenen etwas davon erfahren, dass sein längerer Verbleib in Magoje und seine Arbeit am Bwanjistamm nicht gesichert ist.

Zum Schluss stellt Missionar Schmidt fest, dass die auf Blatt 8 ff enthaltenen Ausführungen in keiner Weise als Bedingungen für seinen Verbleib in der B.M.G. zu verstehen sind, sondern einzig und alleine seine Ansicht über eine fruchtbare Gestaltung seiner Arbeit und die

Ermöglichung des wirtschaftlichen Auskommens wiedergeben. Er ist davon überzeugt, dass (Bl. 12.) das Komitee diese Gedanken wohlwollend prüfen und ihnen nach Möglichkeit entsprechen wird. Diese Ausführungen bedeuten für Missionar Schmidt nicht die Wiederaufnahme neuer Korrespondenzen und Auseinandersetzungen, sondern der Schritt von seiner Seite zur Beilegung sämtlicher Meinungsverschiedenheiten. Er ist der Ansicht, dass volle Offenheit ein wichtiges Erfordernis für den Neuanfang ist. Er erklärt ausdrücklich, dass er sich in allen Punkten der Entscheidung des Komitees fügen wird.

*

Kidugala, den 11. Januar 1933.

Abkommen zwischen Missionsdirektor Knak als Bevollmächtigtem des Komitees der Berliner Missionsgesellschaft (B.M.G.) und Herrn Missionar H. Schmidt über das Ausscheiden des Missionars Schmidt aus dem Dienst der Berliner Missionsgesellschaft.

§1. Missionar Schmidt scheidet zu einem im Folgenden näher zu bestimmenden Zeitpunkt aus dem Dienst der Berliner Missionsgesellschaft aus und verlässt dann das Arbeitsfeld der B.M.G. in Ostafrika. §2. Als Zeitpunkt seines Ausscheidens wird zunächst die Beendigung des jetzigen Seminarkurses in Magoje im Jahre 1934 in Aussicht genommen. §3. Wünscht Missionar Schmidt etwas länger im Dienst der B.M.G. zu bleiben, so teilt er das spätestens Ostern 1934 dem Komitee mit. Das Komitee entscheidet über solchen Wunsch ausschließlich nach seinem eigenen Ermessen. Sieht sich das Komitee in der Lage, diesem Wunsch zu erfüllen, so wird die Dienstzeit bis auf längstens zwei Jahre d.h. bis Ende 1936 ausgedehnt. Sieht sich das Komitee nicht in der Lage, den Wunsch zu erfüllen, so teilt es das dem Missionar Schmidt mit, ohne dabei Gründe nennen zu brauchen. In diesem Fall verlässt Missionar Schmidt das Missionsfeld nicht später als zu Anfang 1935. Sein Gehalt läuft in diesem Fall bis auf drei Monate nach seinem Eintreffen in Deutschland, wobei für die Rückreise die Reiseordnung der B.M.G. gilt.

§4. Für die Zeit, in der Missionar Schmidt im Dienste der B.M.G. verbleibt, verzichtet er auf alle Ausnahmebestimmungen von den allgemeinen Verordnungen des Komitees, insbesondere erklärt er sich mit der hinsichtlich seines Gehalts getroffenen Bestimmung einverstanden, nach welcher der Anfang seines Dienstalters auf Mai 1927 festgelegt worden ist.

§5. Ob und in welcher Höhe das Komitee mit Rücksicht auf die Abkürzung der Dienstzeit und dadurch entstehende oder durch unerwartete Verluste der letzten Zeit entstandene Schwierigkeiten eine geldliche Erleichterung bewilligen will, entscheidet das Komitee nach der Rückkehr des Direktors nach Berlin.V.G.U.

*

ABSCHRIFT

Kidugala, den 15. Januar 33. Berliner Missionsgesellschaftetc. Lieber Bruder Schmidt!

Ich habe mich entschlossen, Ihnen schriftlich auf Ihren gestrigen Brief zu antworten, da die Klärung vielleicht so besser und schneller erfolgen kann. Ich muss meine Reise in die Ulanga aufgeben oder verschieben, falls das im Blick auf die erforderlichen Träger noch möglich ist, wenn nicht heute Klarheit über das Wesentliche geschaffen wird. Ihre Auffassung von der entstandenen Lage leidet soviel ich sehe an einem Hauptfehler. Sie behandeln die Dinge so, als hänge alles allein davon ab, ob Sie sich davon überzeugen können, dass Ihr Weggehen das Gebotene sei. So betrachten Sie es als ein Gott aus der Schule laufen, wenn Sie es, ohne diese Gewissheit gewonnen zu haben tun würden und erwarten von mir, dass ich Ihnen dazu ver helfe, die Richtigkeit meiner Charakteristik selbst einzusehen. Aber so liegt die Frage doch nicht. Ob es richtig ist, dass Sie bleiben oder gehen, kann gewiss letzten Endes nur Gott entscheiden. Aber Ihre Verantwortung dafür, das Richtige zu finden, reicht nur bis an die Grenze Ihres Verantwortungskreises, bis dahin, wo ein anderer Verantwortungskreis berührt wird. Sie fühlen sich gebunden, auf der Linie weiter zu gehen, die Ihnen als die Ihnen von Gott vorgezeichnete erschien, bis Ihnen innerlich klar geworden wäre, dass Sie sich damals geirrt hatten. Nun gibt es aber ausser Ihnen auch noch andere, denen Gott nach ihrer Überzeugung ebenfalls Verantwortung aufgelegt hat. Das ist in diesem Fall das Komitee und in diesem Augenblick bin ich es in Vollmacht des Komitees. Ich bin gebunden, zu tun, was in meinen Kräften steht, um zu verhüten, dass das Werk keinen Schaden nimmt, den wir verhüten können. Nach sorgfältigem Studium der Vorgänge und der Verhältnissen bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass ihr Verbleiben in unserem Werk diesem Schaden zufügt, wie es ihm schon jetzt Schaden zugefügt hat. Seit meiner Tage in Magoje ist diese Überzeugung gewachsen. Fast jeder Ihrer Schritte und Briefe hat mich in dieser Überzeugung nur noch bestärkt. Auch Ihr letzter Brief und erst recht die mich tief erschreckende Erfahrung, dass Sie Ihre in Magoje gemachten Fehler nicht sehen oder jedenfalls in so kleinem

Masstab, dass ich auf eine wirkliche Besserung erst recht nicht zu hoffen wage. Kurz – meine Überzeugung, dass die Trennung das einzig Richtige ist, ist fest und damit auch das Gefühl, dass es die mir jetzt von Gott auferlegte Pflicht ist, dafür zu sorgen, dass diese Trennung erfolgt. Ich werde darin bestärkt durch unsere Christen, unsern Missionarskreis und durch Sie selbst. Magoje wünscht dringend einen andern Missionar, unser Geschwister- kreis hält Ihr Aus- scheiden für das Richtige unter dem Eindruck der Konferenz. Sie selbst waren zweimal dabei, von sich aus das Band zu lösen – einmal. Als Sie mir die Bedingungen schrieben, unter denen allein Sie weiterarbeiten wollten – eine Stellungnahme, die Sie in einem späteren Brief noch unverkennbar aufrecht erhielten – und als Sie mir neulich sagten, dass Sie auf nur 1 – 1 1/2 Jahre zu bleiben, ablehnen müssten, da das auch jeder andere tun könne, und dass Sie dann die sofortige Trennung für das Richtige hielten. Nun steht von soviel Seiten her die Rich- tigkeit Ihres Verbleibens in Frage. Soll demgegen- über einzig Ihr inneres Gefühl entscheiden? Mag es denn sein, dass Sie die Trennung für unrichtig halten – tragen Sie für diesen Schritt denn noch die Verantwortung, wenn die, denen hier Ver- antwortung auferlegt ist, Ihnen ganz klar sagen, (hier beginnt 1.2) worin und wozu Sie sich hier von Gott gebunden fühlen? Was können Ihnen Ihre Freunde vorrücken, wenn es Ihnen unmöglich gemacht wird, hier so zu arbeiten, wie Sie es allein für richtig und möglich halten? Wie, wenn nun Ihre Einführung als Leiter der Station Magoye Sup. Schüler von mir verboten würde? Wenn ich noch von hier aus Sie nach Itete versetze? Wenn Wolffs herauskommen und- was ja dann ganz selbstverständlich ist, nach Magoye kommen, um ihren Umzug zu bewerkstelligen, wobei es ohne Berührung mit den dortigen Christen natürlich nicht abgeht? Wenn wir Ihre Erwartungen in Bezug auf die Geldfrage bestimmt nicht erfüllen? Und doch scheinen Sie sich Ihrem Herrn Vater gegenüber verpflichtet zu haben, ihn zu unterstützen in der Meinung, dass Ihnen die dazu nötigen Geldverhältnisse von der Leitung zugesichert seien? Sie haben mir ja früher davon geschrieben, dass Ihr Herr Vater gerade in Bezug auf Ihre Gehaltsbezüge für Sie in Sorge war und dass Sie ihn nur dadurch beruhigen konnten, dass Sie mitteilten, es sei Ihnen eine bestimmte Höhe zugesichert worden. Wie, wenn wir auch leider Ihren Gefühlen der besonderen Verpflichtung Ihrer lieben Frau gegenüber in Hinblick auf Sicherstellung einer über das bei uns Übliche hinausgehenden Gehaltszahlung nicht in der Lage sind, Rechnung zu tragen – nicht so sehr aus geldlichen als aus grundsätzlichen Erwägungen („Bevorzugung der Akademiker“)? Wenn wir auch die Forderung, einen Irrtum im Komiteeschreiben auf das Ilembula-Protokoll richtig zu stellen,

nicht erfüllen können, da uns ein solcher Irrtum gar nicht bekannt oder nachgewiesen worden ist? Ich schreibe Ihnen das alles jetzt, um Ihnen zu zeigen, dass hinter den in ihrem letzten Schreiben berührten Fragen noch andere Schwierigkeiten auftauchen, die allein schon – nach früheren Äusserungen von Ihnen – imstande sind, Ihnen das Hierbleiben gewissensmässig unmöglich zu machen. Damit steht dann aber Ihr Gefühl, Gottes Willen zu erfüllen, indem Sie hierbleiben an, der Grenze seiner Verantwortung. Gehen Sie unter diesen Umständen fort, so tun Sie es nicht aus Willkür, Gott aus der Schule laufend, sondern, weil Sie an das andere redende Pflichtgefühl Ihres vorgesetzten Komitees stoßen, das ohne Zweifel

(hier beginnt B. 1.3)

auch durch Ihre Überzeugungen von Ihrer Lebensführung nicht von der Pflicht entbunden werden kann, nach eigenem Ermessen zu urteilen und zu handeln. Diese Überzeugung des von mir vertretenen Komitees hat, ich wiederhole es, recht feste Grundlagen: die schweren Fehler, die Sie in Magoye gemacht haben und die nicht einzelnen Entgleisungen darstellen, sondern eine Unfähigkeit, sich in den Eingeborenen hineinzusetzen, und die mit ihrem Charakter nahe zusammenhängt. Dazu Ihre Eigenart, wie ich sie sehe und viele andere; es handelt sich etwa um das, was ich früher einmal mit dem Wort: „egozentrisch“ auszudrücken suchte. Und dazu endlich ihr Verhalten auf der Konferenz und jetzt bei unsern mündlichen und schriftlichen Auseinandersetzungen. Wenn dann mein Blick über die Gesamtheit der Berührungen zwischen Ihnen und dem Komitee zusamt den anderen Gruppen unserer ganzen Gemeinschaft geht, und ich als die charakteristische Linie eine ununterbrochene Reihe von Reibungen, Missverständnissen, Klagen von beiden Seiten. Vorwürfen, Neuanfängen, die doch keine sind, Halbheiten in der Beseitigung der Missverständnisse und Missstände aus Schonung und in der Hoffnung auf Besserung, die dann doch nur durch neue, zeit-, geld-, und kraftraubende Auseinandersetzungen abgelöst wurden, dann bietet sich mir ein Gesamtbild, das von mir gebieterisch fordert, endlich einen Punkt zu machen. Charakteristisch ist meine jetzige Lage. Nachdem wir nun seit über einem Monat diese Dinge hin und her beraten, mündlich und schriftlich, sind wir heute noch erst bei dem Kernpunkt, ohne uns darüber verständigen zu können, und ich steht vor der Möglichkeit, meine Reise durch die Ulanga aufgeben zu müssen, weil Sie nicht zu einem Entschluss kommen können. Das ist, sage ich, charakteristisch, weil immer wieder sachlich wichtige Dinge zurück- stehen müssen um mit Ihrer Person zu

Rande zu kommen. Ihre Meinung, dass das nur besonders begründete Ausnahmestände seien, die aufhören, wenn nur der Anlass beseitigt ist, muss ich nach einer ganzen Menschenkenntnis und Lebenserfahrung für eine Selbsttäuschung halten. (hier beginnt 1.4) Und hier ist der Ort, wo ich die Sache auch von Ihrem persönlichen Interesse von meinem Standpunkt aus beleuchten muss. Denn selbstverständlich frage ich nicht nur kalt, wie kommen wir am besten mit unserer Arbeit durch? Sondern frage mich, was das für Sie bedeuten kann, der Sie in unsern Lebenskreis eintraten und ein Anrecht auf brüderliches Mit- fühlen haben. Ich habe grade in dieser Nacht und in diesen frühen Morgenstunden mir Klarheit darüber zu geben versucht, was dies Abbrechen Ihrer Missionslaufbahn für Sie bedeuten könnte. Sie werden meine Deutung ablehnen – wenigstens heute, aber doch erkennen, dass ich an dieser Frage nicht teilnahmslos vorübergehe. Für Sie bedeutet es einen schweren Schicksalsschlag (das Wort Schicksal ist für mich ein frommes Wort, weil ich es nie denken kann, ohne den der es schickt). Aber eben darum bin ich aufs Äußerste skeptisch gegen den Rat Ihrer Freunde oder wenigstens dessen Anwendung auf Ihre Lage. Laufen Sie wirklich Gott aus der Schule, wenn Sie jetzt weggehen, weil Ihnen der Verantwortliche der B.M.G. Sagt, dass er nicht mehr das Vertrauen zu einer fruchtbaren Arbeit von Ihrer Seite her haben kann? Wie denn, wenn Gottes Schule für Sie darin besteht, dass Sie Ihre Wünsche und Pläne begraben müssen, dass Sie ohne Erfolg zurückkehren, dass Sie in Ihrem Leben eine Niederlage erlitten haben? Bisher scheint es immer so gegangen zu sein, dass Sie beim Zusammenstoß mit andern den Schluss- strich zu Ihren Gunsten ziehen konnten: Leiden im Christi willen; man will mich nicht, weil man ihn nicht will. Hier würde das ja anders sein. Hier haben Sie so große Fehler gemacht unter Weissen und Schwarzen hier so bedenkliche Seiten Ihres Wesens an den Tag gebracht, dass von dieser Erfahrung her an ersten eine Revision Ihrer bisherigen Rechnung Ihnen nötig erscheinen könnte. Wie denn, wenn das der Sinn Ihrer Sendung hierher gewesen wäre? Es könnte ja sein, dass Gott Sie indertat (sic-NR) hierher berief, aber nicht, um den Bwanji zu einer Volkskirche zu verhelfen, sondern um Sie für Ihre eigentliche Lebensaufgabe da- heim zurechtzuschneiden? Gott ist immer grosszügig. Ich würde ihm einen solchen Gedanken durchaus zutrauen. Dann aber heisst es ja gerade: „ aus seiner Schule zu laufen“, wenn Sie solche Gedanken von der Hand weisen und eigensinnig hier bleiben wollen. Das ist es, was ich im Auge hatte, als ich von Selbsttäuschung sprach und daran diese Bemerkung knüpfte. Aber ich habe kein Recht, Ihnen meine Meinung über die inneren Führungen Ihres Lebens aufzudrängen und nichts liegt

mir ferner als das. Das Gespräch Gottes mit der einzelnen Seele ist von keinem andern zu belauschen. Ich kann nur auf das hinweisen, was christliche Erfahrung ist, um Ihnen zu einer gottgewollten Deutung Ihrer Führung einen Baustein zu geben. Diese Erfahrung aber lautet, dass Gott keinen Menschen als seinen Mitarbeiter brauchen kann, der nicht bereit ist, sich seine Lebenspläne durchkreuzen zu lassen und das Nichtverstehen können seiner Führungen zu tragen, dass aber die, welche sich auch nicht verstehend beugen, zu seinen brauchbarsten Knechten werden. Das Winzermesser schneidet am schmerzhaftesten an denen herum, die er brauchen will, und die vielleicht grösste Kunst des Christen besteht darin, dem Messer stillzuhalten.

Ich aber muss, die Sie auch diese Dinge aufnehmen mögen, das (hier folgt B. 1.5) tun, wozu mich in dieser Lage der Blick auf unser Werk nötigt. Die Fragestellung wird vielleicht für Sie am einfachsten, wenn ich Ihnen nunmehr in aller Form sage, dass ich als Bevollmächtigter des Komitees Sie bitte, aus unserem Kreis auszuschneiden, da ich das Vertrauen zu einer fruchtbaren Arbeit von Ihrer Seite verloren habe. Ich schlage Ihnen vor, nach der grossen Regenzeit die Rückreise anzutreten. Sind Sie dazu bereit, so lasse ich Sie vom Superintendenten noch in Magoye einführen, um Ihnen sowohl innerlich als auch äusserlich diese letzten etwa fünf Monate erträglicher zu machen. Lehnen Sie es ab, weil Sie sich nicht davon überzeugen können, dass dies der Weg Gottes sei, so bleibt mir nichts anderes übrig, als die Einführung zu untersagen, damit keine neue Unklarheit eintritt. Wollen Sie in der Lage eines Missionskatecheten weiter in Magoye wirken, so kann ich Sie daran nicht hindern, da Sie durch eine Lücke in der Missionsordnung gedeckt sind – wenigstens würde ich darüber erst unsere Juristen fragen wollen. Wohl aber behalte ich mir vor, Sie zu versetzen, wenn es mir die Verhältnisse zu gebieten scheinen.

Ich weiss, dass Sie diesen Weg nicht gehen werden. Ich schreibe es Ihnen nur, damit Sie sich und Ihren Freunden gegenüber nachweisen können, den Zwang, der vom Komitee ausgeht, und nicht eigener Willkür gefolgt zu sein. Ich möchte aber denken, dass es nun möglich für Sie sein muss, mir noch heute Ihre schriftliche Zustimmung zu Ihrer Rückkehr in diesem Jahre zu geben. Die Einzelheiten der geschäftlichen Verabredungen können dann später, manches am besten in Berlin selbst geordnet werden.

Wenn ich bis heute abend eine bindende Erklärung von Ihnen nicht haben sollte, muss ich meine Reise in die Ulanga aufschieben, bzw. aufgeben.

Gott gebe Ihnen Klarheit! Gez.: S. Knak.

*

Missionar H.J.H. Schmidt.ABSCHRIFT Kidugala, 16. Januar 33. (4. Brief)

Hochgeehrter Herr Direktor:Nach 7 Uhr erhielt ich Ihr Schreiben mit den von mir ausgebetenen für das Protokoll bestimmten Ausführungen.Ihre Verwunderung über meine Gedankengänge zeigt mir, wie verschieden in der Tat unsere Stellung zu wichtigen religiösen und sittlichen Fragen ist. Ich bin ratlos, wie ich eine Reihe Ihrer Angaben und die zugrunde liegenden Überzeugungen verstehen soll. Z.B. der wesentliche Punkt: Wie ein Lutheraner nicht verstehen kann, dass für einen Christen der Wunsch oder die Bitte von Vorgesetzten nicht schlechthin be- stimmend in Gewissensentscheidungen sein kann.Es erschreckt mich geradezu, dass Sie mir „unerhörte Hinzögerung der Verhandlung“ nennen, was für mich ein Herzensanliegen war: Ihnen, hochgeehrter Herr Direktor, daß Verstehen dafür abzurufen, was es für mich bedeutete, als ich in jener besonderen Bedrängnis auf Ihre entsprechende Frage in der Sitzung bezeugt: „Ja, ich fühle mich vergewaltigt.“ -

Ob Sie mich wirklich für einen Wirrkopf gehalten haben? Oder als Schwärmer ansehen? Ob Sie wirklich glauben, es sei eine Phrase, wenn ich mich als Schüler Schlatters, Gutmanns und Keyssers bezeichne?... Aber ich muss abrechnen und zur Beantwortung Ihrer Frage kommen.Sie ergibt sich für mein Auge unzweideutig aus meiner fortgesetzt vertretenen Stellung.Die Bitte meiner Vorgesetzten als solche mahnt mich zu ernster Prüfung des zugrundeliegenden Sachverhalts. Sie führt mich nicht unmittelbar, kraft ihrer (der Vorgesetzten) anerkannten Überlegenheit und Autorität zum Entschluss, ihrer Bitte zu willfahren. Ich bin traurig, dass Sie mir die erbetene Hilfe nur in geringem Umfang gegeben haben. Da ich wichtige Aufzeichnungen zu Hause habe, die ich zur Prüfung brauche, also auch für die Entscheidung muss ich sobald wie möglich nach Magoje zurück. Ob meine Antwort am 31. Januar im Pommern eintreffen kann, hängt da- von ab, wann wir in Magoje ankommen, und wann die Post von Iringen abgeholt werden wird. Wenn ich gleich morgen früh einen Boten nach Magoje schicke, so können die Träger am Freitag vormittag in Usangu sein. Dann müssten wir hier aus Kidugala am Freitag früh mit einem Auto fortfahren können und zwar mit Sicherheit. Da man nicht gewiss weiss, ob Sergel hier rechtzeitig eintrifft, wäre es erforderlich, dass

Dr. Depersdorf uns hinbrächte. Die Abreise könnte um einen Tag verschoben werden, doch müsste ich bis morgen vormittag spätestens zehn Uhr Bescheid haben, wegen Bestellung der Träger. Da die Post hier im Lande nicht absolut zuverlässig arbeitet, kann mein Schreiben nur dann mit Sicherheit in Ihrer Hand sein bis zu dem genannten Termin, wenn Dr. Depersdorf es aus Usangu abholen würde. Ich bin verpflichtet, Ihnen zu sagen, dass durchaus keine Beunruhigung im Bwanjilande zu befürchten ist, aber etwas von völlig unabsehbaren Folgen: Die innerste Erschütterung, vielleicht sogar Vernichtung des Restes an Vertrauen, das der Arbeit der B.M.G. Gegenüber noch besteht. Ich muss Ihnen hier das Wort wiederholen, das ich Ihnen in jener Stunde in Magoje sagte: Es handelt sich um die Frage, ob der Ast, auf dem Sie sitzen, hochgeehrter Herr Direktor, unversehrt bleibt, oder von Ihnen persönlich abgesägt wird. --- Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen, der Ast ist das Ansehen der Gemeinschaft der Missionare, unter ihnen wahrscheinlich an erster Stelle, das von Superintendent Schüler. Unsere Schwarzen haben ausserordentlich scharfe Augen. Man hat längst gemerkt, dass der eigentliche Sinn ihrer Anwesenheit eine Nachprüfung der Arbeit der Missionare bedeutet, und dass in nicht unwesentlichen Punkten Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Komitee und den Missionaren bestehen. Wenn dieser Eindruck nicht verwischt wird, dann bedeutet Ihre hiesige Tätigkeit für unsere Eingeborenen eine Ermunterung mit ihren ausserordentlich klugen politische Mitteln, Komitee und Missionare gegeneinander auszuspielen. Das wäre aber verhängnisvoll!(ab hier B1.2, Abschr. Schmidt/Dir. Knak, Kidugala, 16.1.33,4.Br.)Diese Einsicht hat in folgender Beziehung zu tun mit der Frage der Einführung: Ich setze die Ausführung meines letzten Briefes voraus) Unsere Schwarzen wissen ganz genau zu unterscheiden zwischen einer Reise des Superintendenten nach Magoje oder Kidugala. Man weiss, dass er den Weg von fünf Stunden in der Hängematte nach Magoje machen kann, ohne seine Gesundheit irgendwie zu schaden. Sollte die Einführung trotzdem doch wieder hinausgeschoben werden, werden alle Gerüchte von neuem auftauchen. Das bedeutet aber, dass die Säge an der Arbeit ist. – Unsern Schwarzen ist es überdies bekannt, dass sich unser Verhältnis zu den übrigen Mitarbeitern freundschaftlich gestaltet hat im Laufe des letzten Jahres, ja, dass wir von mehreren geschätzt werden.

Zum Schluss muss ich noch eine Feststellung machen anlässlich gelegentlicher Äusserungen von Ihnen auf der Konferenz und vorher: Einerseits sagten Sie, es sei unmöglich und für die die Urteilsbildung auch

nicht erforderlich, die von mir eingesandten Schriftstücke zu studieren – das würde ein Lesen Ihres Erachtens bedeutet habe; andererseits haben Sie die Meinung erweckt, Sie hätten ein vollständiges zutreffendes Bild von allen Vorkommnissen von Schüler-Wolff-Schmidt. Ich erkläre nun: Abgesehen von dem Fall Benjamin und dem des von mir geohrfeigten Seminaristen, sowie dem von Manasse-Tibeli, haben Sie keine Fragen ausserhalb der Kirchenratsverhandlungen an mich gerichtet. Den letztgenannten Fall in seinen wesentlichen Zügen zu erzählen, was aus Zeitmangel unmöglich. Über mehrere wichtige Ereignisse sind Sie überhaupt nicht unterrichtet. Ich habe mich im Wesentlichen darauf beschränkt, nur auf Fragen zu antworten. Das ist der Grund, weshalb Ihre Informationen einseitig und lückenhaft sind. Das gilt z.B. auch über eine so wichtige Frage, wie den Einfluss Kriegers, die wir einmal gestreift haben. Aus diesem Fragenkomplex ist Ihnen nicht einmal der Fall, den wir besprochen haben, richtig bekannt geworden. Ich bin aus zwei Gründen apathisch geworden. 1) Es war auffällig, dass Sie meinen sachlichen schriftlichen Mitteilungen nur wenig Beachtung geschenkt hatten, sie waren Ihnen zu einem wesentlichen Teil unbekannt. 2) Eine gewisse Voreingenommenheit schien sich darin zu äußern, dass Sie wenig Neigung zeigten, Ihr mitgebrachtes Bild durch eingehendere Fragen wesentlich zu berichtigen. Es scheint Ihnen verborgen geblieben zu sein, dass die Haltung des Gemeindegemeinderats bestimmt war durch eine andauernde zielbewusste suggestive Beeinflussung von Seiten Wolffs. Durch Wolffs Bearbeitung war die Meinung entstanden, es sei ein Disziplinarverfahren gegen mich im Gange. Was liegt dem Eingeborenen da näher, als sich auf das einzustellen, was die Grossen vermutlich hören wollen!

Sie werden geneigt sein, hochgeehrter Herr Direktor, diese Äusserungen wieder als subjektive Meinung anzusehen. Ich mache mich jedoch anheischig, eine sachliche Begründung zu geben. Noch einmal weise ich darauf hin, dass weder Sup. Schüler, noch Miss. Priebusch eingehend über die unterrichtet worden sind. – Zur Erklärung des Umstands, woher ich das Recht nehme so bestimmt zu urteilen, führe ich an: 1) durch literarische Studien habe ich mir eine gewisse Kenntnis der Ergebnisse der Eingeborenenpsychologie erworben. 2) Mir ist ein ziemlich scharfes Sehvermögen nicht nur in leiblicher Beziehung geschenkt. 3) Mis. Lehrer Wolff verdanke ich wertvolle Belehrung, die er mir während der Zeit unserer Bekanntschaft bis zum 25. Dezember 31 erteilt hat. 4) Die Eingeborenen dachten lange Zeit hindurch, da ich noch nicht sprechen konnte, verstände ich auch ihre Sprache nicht. Das war aber nicht der Fall.

So habe ich allerlei gehört, das sie sonst in meiner Gegenwart nicht gesagt hätten.

In Ehrerbietung Ihr sehr ergebener

Gez.: H.J.H. Schmidt.

*

Missionar H. J. H. Schmidt Kidugala, 14. Januar 1933.

Betrifft:

Sondervotum

über die Weiterentwicklung der
Arbeit der B.M.G. Im Ostafrika.

Inland mit besonderer Berücksichtigung der Schularbeit I)
und einem Anhang:

Entwurf über den Aufbau einer lutherischen Stammeskirche unter
Primitiven.

Die zukünftige Arbeit in den beiden Synoden des Inlands.

Während unserer Konferenz ist ein Beschluss von weittragender Bedeutung gefasst worden. Für die Zukunft soll eine Angliederung der jetzt noch zur Kondesynode gehörenden Gebiete der Stationen Tandala, Bulongwa und Magoje an die Benasynode mit Bestimmtheit ins Auge gefasst werden. Damit wird der Weg frei gemacht für die Entwicklung einer grossen lutherischen Stammeskirche in einem zusammenhängenden Länderraum. Er ist von Stämmen besiedelt, die nahe miteinander verwandt sind, sowohl unter ethnologischem und linguistischem als auch unter dem soziologischen Gesichtspunkt betrachtet.

Die Kinga, Bwanji und Sangu, die Bena und Hehe, die Masagati und Langa, vielleicht auch die andern Nachbarn der Hehe, die Gogo und die der Bena und Sangu, die Njam-Njam. Auch ist eine Verbindung zu den Lugulu nach Mologolo herzustellen.

Es ist erfreulich, dass die getroffene Übergangsverbindung des Kinga und Bwanjilandes mit dem Kondelande den Forderungen gerecht wird, die aus der Geschichte unserer Arbeit für die Weiterentwicklung entstehen.

Angesichts der so veränderten Lage ist aber doch wohl eine nähere Besinnung erforderlich:

1. Ob wir mit gutem Gewissen der später in Aussicht stehenden Isolierung des Kondekreises zustimmen können,
2. ob die uns vorliegende Verpflichtung, den Kondeleuten gegenüber in ausreichendem Masse erfüllt wird.

Anmerkung: I) Die Ausführungen über die Weiterentwicklung der Arbeit und den Aufbau des Schulwesens wurden Direktor D. S. Knak in den Grundzügen an einem Abend während der Missionstagung in Kidugala vorgetragen. Während der Sitzung wurde aus Zeitmangel bei der Aussprache über die Schularbeit auf eine Stellungnahme verzichtet, da der Vorsitzende die Verwendung des Beitrags zusagte.

*

H.J.H. Schmidt.

Missionar H. J. H. Schmidt. Eilt sehr: Durch Flugpost. 50

Magoje, 30. Januar 1933 Eingegangen 16. II. 33

In Handschrift nicht erkenntlich

An den Vorstand des Komitees der Berlinger Missionsgesellschaft, z. Hdn. Des Präsidenten Herrn Ministerialdirektor v. Kameke. Berlin NO 43.

Hochgeehrte Herren!

Anliegend übersende ich Ihnen zwei Schriftstücke, deren Originale Herrn Direktor D. S. Knak mit der letzten Post verabredungsgemäss nach Pommern zugestellt worden sind:

I. Ergänzungen zum Protokoll der Missionarskonferenz in Kidugala Januar 1933-

II. Sondervotum usw.

Wie in Kidugala gehörte Äusserungen ergeben, braucht Herr Direktor meine Darlegungen vorläufig noch hier im Lande, kann sie Ihnen also nicht schnell zustellen. Da meine Erörterungen aber von Bedeutung für die Etatsberatungen sind, habe ich mich entschlossen, sie Ihnen ungesäumt zu schicken. Ausserdem tragen sie bei zu einer für mein Auge eingehenderen

Vorberatung der Entscheidung über den Aufbau des Schulwesens und der damit im Zusammenhang stehenden etwaigen zweiten Aussendung von Missionslehrer Wolff.

Um möglichst wenig Zeit zu verlieren, verzichte ich auf eine besondere Darstellung für Sie, hochgeehrte Herren. Ich halte mich für ermächtigt, Ihnen einen Durchschlag der eigens für Herrn Direktor D. Knak aufgezeichneten Untersuchungen zu schicken.

Die Aktenstücke sind bereits in Kidugala fixiert und nur noch auf Blatt 7 der „Ergänzungen...“ mit einer zweiten Anmerkung unter dem Strich versehen worden. Ich bin bereit, Ihnen eine Abschrift des genannten Briefwechsels anzufertigen.

Ein zweiter Grund veranlasst mich, Ihnen ungesäumt die Schriftstücke zugehen zu lassen:

Aus den Schlusserörterungen des Sondervotums wird ersichtlich dass ein Eingehen auf meine Vorschläge nicht nur eine Ersparnis von Shs 8000/- für dieses Jahr bedeuten, sondern auch ermöglichen würde, dass Missionszimmermann Skrobliés nach hier für ein paar Monate beordert wird.

Weshalb die letztgenannte Folgerung dringend erwünscht ist und eintreten sollte, habe ich noch darzustellen.

Wie ich wiederholt dargelegt habe, ist die Gemeinde damit beschäftigt, den alten Plan der Verwirklichung näher zu bringen, für sich und das ganze Land in Magoje eine Steinkirche zu erbauen. Unsere Christen wollen dieses Werk, so wie sie es vor nahezu zwei Jahrzehnten beabsichtigten, aus eigener Kraft ausführen, ohne Geldmittel von der Missionsgemeinde zu beanspruchen oder zu erbitten.

Leider hat nun die ausserordentlich komplizierte innere Lage der Gemeinde im Zusammenhang mit fast lächerlich kleinen Ereignissen eine Ermüdung, ja beginnende Unzufriedenheit hervorgerufen. Die Gesamtgemeinde, auch die Christen der entferntesten Aussenplätze, sind von Mai des verflossenen Jahres an fröhlich bei der Arbeit gewesen, um den guten Ton zum Ziegelbrennen von weither heranzuschaffen. Das Werk konnte nicht fortgeführt werden, da wir hier aus Mangel an Werkzeugen keine Ziegelform herstellen konnten, und die beiden Anträge an Bruder Superintendent Schüler unerfüllt blieben, mir Langhobel und ein paar Ziegelformen für den Anfang durch einen der beiden Handwerker anfertigen zu lassen. Aus der eingetretenen Stockung kamen wir bis jetzt nicht wieder heraus. Die Folge davon ist nun, dass auch noch ein Teil des herbeigetragenen Tons unbrauchbar geworden ist. Im Laufe des verflossenen Zeitraums sind allerlei Humusbestandteile auf die vielen

herangeschafften kleinen Erdhaufen gefallen, sodass jetzt auf ihnen, von der Verwitterung der obersten Tonschicht begünstigt, eine Vegetation beginnt.

Die Sachlage, dass man nun wie schon so oft in den letzten zwanzig Jahren, als das Werk fortgeführt werden sollte, wieder einmal gehindert ist und Zweidritteljahr nebst vorher geleisteter Arbeit verloren hat, löste die oben beschriebene Wirkung aus.

Dass manche, besonders der Älteren, noch nicht mutlos geworden sind – die junge Mannschaft ist das durchweg gleichgültig -, ehrt den in unserm Volke vorhandenen guten Kern.

Ich bin nun vom Gemeindegemeinderat beauftragt worden, die Väter darum zu bitten, dass unserer Gemeinde ein Handwerker zur Aufsicht und Anleitung für die Vorbereitungen in dem begonnenen Jahr gegeben werde. Ein Vierteljahr, beginnend mit dem Ende der Regenzeit ist erwünscht. In unserer Gemeinde wird bei dieser Bitte auf sichere Erfüllung gerechnet, besonders deshalb, weil in früheren Zeiten die Steinkirchen der übrigen Gemeinden nahezu vollständig aus Missionsmitteln erbaut worden sind. Auch waren oft mehrere europäische Hilfskräfte dabei tätig. Nun ist unsern Christen die grosse Not unsers Missionswerk bekannt. Darum setzen sie auch gern alle ihre Kräfte ein. Jedoch würden wieder nutzlose Vergeudung unvermeidlich sein, wenn ihnen nicht von einem Bausachverständigen geholfen wird. Abgesehen davon, dass ich für solche Arbeiten nicht geschult bin, kann ich der Gemeinde aus Zeitgründen ganz unmöglich helfen. Ausser der Missionsarbeit im Bwanjiland und Ilama, die in diesem Jahre besondere Anstrengung erfordert, ist mir auch noch die volle Leitung des Seminars übertragen worden. Um das mir gesteckte Ziel erreichen zu können, muss ich recht bedeutende Verpflichtungen beim Unterricht übernehmen. Die Doppelaufgabe nimmt mich so vollständig in Anspruch, dass mir keine Zeit mehr bleibt, der Gemeinde bei den umfassenden Vorbereitungen zu helfen.

Ich halte es für meine Pflicht, auf die Folgen aufmerksam zu machen, die voraussichtlich ein Abschlagen dieser Bitte oder ein Vertrösten auf die Zukunft haben würde. Sie wären unabsehbar. Der Herr Direktor hat in seinen Ansprachen hier im Lande stark betont, wie lieb die Väter in Berlin und besonders auch er selbst gerade die Bwanjigemeinde habe. Wenn nun zu den Worten nach dem Empfinden unserer Leute keine entsprechenden Taten hinzukommen, so wird das vom Direktor erreichte Ergebnis bei seinem Werben um neues Vertrauen leicht wieder in Frage gestellt werden können.

Es wäre aber verhängnisvoll, wenn in der Gemeinde der Gedanke Raum gewänne, wir sind müde, uns immer wieder durch schöne Worte hinhalten zu lassen. Wir danken den Vätern, dass sie uns Missionare geschickt haben, aber warum verheissen sie uns darüber hinaus noch mehr? – Selbstverständlich ist das alles sehr kurzsichtig gedacht und auch unrecht. Bisher erhält die Gemeinde mehr als die Hälfte der für die Löhne der Lehrer erforderlichen Summe.) Allerdings darf hierbei nicht vergessen werden, dass in der Denkweise unserer Leute die Schularbeit doch auch deshalb getrieben wird, um den Wünschen der Europäer nachzukommen). Der vorgetragenen Bitte der Gemeinde Magoje kann ich nicht dringend genug beipflichten. Im Blick auf die Grundlagen unseres Missionswerks am Bwanjistamm und seine gesunde Weiterentwicklung befürworte ich sie auf das Herzlichste.

Die Baupläne werden ordnungsmässig eingereicht werden, jedoch sind sie für die in Frage kommenden Vorbereitungen, das Ziegelbrennen, das Holzschneiden – in ziemlicher Entfernung von der Station – und Herbeischaffen, noch nicht erforderlich.

Je ein Durchschlag dieses Briefes geht an den Herrn Direktor nach Daressalam und an Bruder Superintendent Schüler nach Mwakaleli.

In Ehrerbietung
mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener H. J. H. Schmidt

*

Missionar H.J.H. Schmidt

ABSCHRIFT

Betr. Auseinandersetzung mit den Entlassungsgründen des Direktors v. 2.2.1933 Magoje, 14. Februar 1933.

„Sie haben von der ersten Ohrfeige, die Sie als Neuankommender gleich bei Ihrem Einzug ins Land austeilten, und die nicht die letzte geblieben ist“ - es scheint an meine Ankunft von Europa im Kondeland gedacht zu sein. Die Strafe, die damals einen etwa zehnjährigen Jungen erteilt wurde, bestand nicht in einer Ohrfeige. Der Knabe hat sich später für die verdiente Züchtigung dankbar und anhänglich erwiesen. Die erste Ohrfeige in Afrika habe ich an unsern vaterlosen Hausjungen hier in Magoje erteilt auf grobe

Lügen hin. Der zweite und bisher letzte Fall, in dem ich Ohrfeigen gegeben habe, betrifft einen Seminaristen im Alter von etwa 15 Jahren. Er hatte sich trotz freundlichem und gütigem Zureden unverschämt frech benommen und andere zur Widersachlichkeit aufgereizt, sodass es m.E. Keinen andern Weg gab, um ihn zur Besinnung zu bringen. In jenen Wochen war das sittliche Niveau im Seminar so beklagenswert tief, dass es nötig war, den aufsässigen Burschen an einem Exempel meiner Überlegenheit auf diese Weise zum Bewusstsein zu bringen. - (Zur grundsätzlichen Frage vergl. Die Ausführungen von Keysser, z.B. „eine Papuagemeinde“, S.187 ff.)

„...bis zu Ihrem Eintreffen in Magoje abgesehen von den üblichen Anfängermisgriffen so schwere Fehler in der Behandlung von Eingeborenen begangen, dass die Gemeinde jedes Vertrauen zu Ihnen verloren hatte und in einer Verhandlung, wie sie in der Geschichte unserer Mission einzig dasteht, Ihre Abberufung wünschte.“

Eine Reihe von Ereignissen in den Monaten vor der Ankunft des Direktors, besonders aber in den Wochen vor seines Eintreffens zeigen deutlich, dass in der Gemeinde die Ansicht verbreitet worden war, es sei ein Disziplinarverfahren mit dem Ziele meiner Entfernung im Gang. Die unerhörten Aussagen, die im Gemeinde K.R. gegen mich vorgebracht worden sind, kamen aus dem Munde meiner ausgesprochenen Anhänger. Aus der Sorge, nach der Rückkehr Mwakisitus (Wolffs) bestraft zu werden, sind sie sozusagen von heute auf morgen auf die andere Seite übergeschwenkt. Dabei sind viele Vorkommnisse verschwiegen und auch direkte Unwahrheiten von Bedeutung gesagt worden. Die vier Helfer haben so sehr die Aussprache beherrscht, dass andere, die sich beteiligen wollten, gar nicht zu Wort kommen konnten. „Die Gründe der Gemeinde erweisen sich in wesentlichen Punkten als zutreffend“ Die Verhandlungen des Direktors mit dem hiesigen Gemeindegemeinderat haben stattgefunden, ohne dass ich über die Gegenstände informiert worden, geschweige denn um eine Darlegung der Tatbestände ersucht worden wäre. Ich sollte überhaupt nicht bei den Besprechungen im K.R. (Kirchenrat, NR) anwesend sein, habe jedoch meinen Zutritt erzwungen, wobei ich versprechen musste, nur zuzuhören. Ich habe das durchgesetzt, um, soweit wie noch möglich, vor der Gemeinde und den Heiden den Eindruck zu verwischen, es bestände ein scharfer Gegensatz zwischen den Vätern in Berlin und den Missionaren. Die Wurzel dieser Meinung ist wohl in der Entwicklung des Streits zwischen Miss. Lehrer Wolff und Sup. Schüler

(ab hier B.1.2.)

zu suchen. Selbstverständlich ist im Land aufgefallen, dass der Dolmetscher des Direktors weder der Superintendent noch der verantwortliche Stationsvorsteher, Missionar Friebusch und auch nicht der stationierte anwesende Missionar Schmidt war, sondern einer der fremden Missionare von der Küste. Dabei fiel auch ins Gewicht, dass so der Verkehr mit dem Direktor in dem den meisten unbekanntesten Kisuaheli stattfinden musste, in dem hier noch kein Missionar mit Ihnen Austausch gepflogen hat. Daraus ergibt sich, wie zweifelhaft das Ergebnis dieser Besprechung zu beurteilen ist. Es ist nicht nur eine masslose Übertreibung, sondern überhaupt verkehrt, dass die Gemeinde jedes Vertrauen zu mir verloren hätte. Sonst wäre das jetzige, überaus gute Verhältnis völlig undenkbar: „Sie hatten u.a. den schweren missionarischen Fehler begangen, Kirchenzuchtstrafen für wirkliche oder angebliche Unehreerbetigkeiten gegen Ihre Person noch dazu unter Ausschaltung des Gemeinde-K.R. zu verhängen.“ Ist nicht geschehen. Da der Direktor sich nicht bei mir erkundigt hat, ist sein Bild der Vorkommnisse lückenhaft und verzerrt, z.T. völlig falsch. Nachdem der Direktor bekannt gegeben hatte, dass Miss. Leh- rer Wolff nicht wieder zurückkäme, haben sich eifrig Stimmen gemeldet, die da sagten, dass ich nun natürlich auch meine Angaben und Richtigstellungen machen müsse, damit die Wahrheit festgestellt werden könne. Der Direktor hielt das nicht für erforderlich, da er dem Ergebnis der ganzen Untersuchungen, solange er sich hier in Magoje aufhielt, keine sonderliche Bedeutung beigemessen hat. Hier hat er den Wert der Besprechungen für mich positiv beurteilt und war fest davon überzeugt, dass bereits Ende des Jahres auch die Haltung der Gemeinde mir gegenüber sich grundlegend gewandelt haben werde. Die zuständigen Ältesten und Helfer sind bei den betreffenden Kirchenzuchtfällen nicht ausgeschaltet gewesen.

Es handelt sich um zwei verschiedene Fälle, in denen vorläufige „Kirchenstrafen“ verhängt wurden. Der objektive Grund war aber in beiden Fällen nicht Unehreerbetigkeit gegen mich, sondern Übertretung von Gemeindebeschlüssen. Der dritte Fall betrifft die aufsässigen Seminaristen. Die von einem Ausschuss des K.R. Geführte Untersuchung war beim Eintreffen des Direktors noch nicht abgeschlossen. Bis zu Entscheidung waren sie von mir vorläufig vom Abendmahl und dem Besuch der Liturgie zurückgestellt. Meine verhängnisvollen Fehler und Versäumnisse liegen m.E. In der laxen Handhabung der in der M.O. Vorgesehenen bürgerlichen Strafen. Eine rigorose Durchführung hätte

nicht nur der um mich greifenden Widerspenstigkeit gewehrt, sondern später auch bei der Weckung der Bussfertigkeit mitgewirkt. In den ersten Monaten habe ich auf jede Anwendung solcher Strafen überhaupt verzichtet. Als ich dann im Fall Manasse-Tibeli nach längerem Schwanken auf früheren allgemeinen Rat des Stationsvorstehers die Ausweisung verhängte, stiess die Ausführung auf unerwartete Schwierigkeiten. Aus späteren Äusserungen Br. Friedbuschs schien hervorzugehen, dass die schwereren Strafen nur vom verantwortlichen Stationsvorsteher verhängt werden dürfen. Es war ein schwerer Fehler von mir, dass ich nicht sofort eine Entscheidung über diese Frage herbeigeführt und nötigenfalls daraus die Konsequenzen gezogen habe.

(hier folgt B. 1.3),,Ich bemühte mich, trotz schwerer Bedenken, Ihnen eine neue Vertrauensbasis zu schaffen, indem ich mich der Gemeinde, die mir entgegen hielt, dass nach ihrer bisherigen Erfahrung mit Ihnen nach meinem Scheiden doch alles beim Alten bleiben werde, dafür verbürgte, dass solche Fehler nicht wieder vorkommen würden. Das tat ich, weil ich den Eindruck und die Überzeugung hatte, dass Sie durch das Gericht dieser Verhandlung Ihre schweren Missgriffe eingesehen hätten und in Busse vor Gott einen neuen Anfang machen würden.“Meine Äusserungen während des Aufenthalts des Direktors in Magoje können nicht so gedeutet werden. Ausser Gedanken, wie sie der vorige Abschnitt enthält, habe ich gesagt, ich hätte längere Zeit hindurch viel zu viel Wahrheits- und Heilserkenntnis vorausgesetzt bis ich den gerade zu erschrecken etwas kennen gelernt habe. Aus dem Mund des Direktors habe ich hier in Magoje auch nicht eine Andeutung gehört, dass er der Meinung sei, die Verhandlungen hätten so auf mich gewirkt. Vielmehr zeigte sich, in den letzten Tagen mit zunehmender Deutlichkeit, dass er unsere Lage im Bwanjiland, die bisherige und die zukünftige, unter 2. Kor. 4 ansähe. Dementsprechend hat er uns gestärkt im Leiden und Tragen. Die jetzige Stellungnahme des Direktors habe ich erst in Kidugala kennengelernt und zwar nach Schluss der Konferenz.

Mit Bewusstsein verzichte ich darauf, den zitierten ersten Satz zu erörtern. „Ihre mündlichen und schriftlichen Äusserungen in Kidugala und nachher haben mir gezeigt, dass Sie davon weit entfernt sind. Sie wissen nichts von bestimmten schweren Fehlern, die sie gemacht hätten, sondern nur von „Spannungen“ mit der Gemeinde, von einer „gesteigerten Erregbarkeit“ Ihrerseits, die aber von andern verschuldet war!“ Dass ich von schweren Fehlern weiss, erweisen die vorigen Ausführungen. Dazu zählen auch Missgriffe in der Verkündigung, die wie oben erwähnt, auf einer falschen

Einschätzung des innern Zustands der Gemeinde beruhen. Den inquisitorischen Schluss, es sei Unbussfertigkeit, wenn man vorgehaltenen Fehler nicht einfach anerkennt, lehne ich grundsätzlich ab. Das gleiche gilt für eine damit zusammenhängende Zumutung, Auskunft über Inhalt und Umfang meines Sündenbewusstseins zu geben. Ich kann es nicht verhindern, wenn mein Schweigen als Unbussfertigkeit ausgelegt wird, aber protestiere dagegen.

Die Begriffe „Spannung“ und „gesteigerte Erregbarkeit“ sind genommen aus meinem Brief vom 28.1. an den Direktor, B.1.3. Die Auslegung, die sie durch D. Knak deutliche ausgesprochenen Obergedanken: „Ein weiteres Hinauszögern der Einführung würde unser persönliches Verhältnis zur Gemeinde wenig berühren.“ Das angebliche Urteil, dass das frühere schlechte Verhältnis auf schuldhaftem Verhalten anderer beruhe, ist in den Sätzen nicht enthalten. Ob irgend jemand und wer, ich oder andere, für „Spannung“ und „gesteigerte Erregbarkeit“

Blatt 4 (oder 1.4.) fehlt!(ab hier B1.5)

Je nachdem der einzelne diese Grundfrage beurteilte, hat er sich verhalten. Das Protokoll ergibt eindeutig, dass die zuerst geäußerte Ansicht richtig ist. Das erweist der Inhalt. Dem entspricht die Überschrift „Missionskonferenz“. Ich habe die wirkliche Sachlage erst am Schluss der Konferenz erfasst. Aus meiner, mich während der Konferenz beherrschenden, irrtümlichen Auffassung entsprang für mich die Verpflichtung nach bestem Wissen und Gewissen daran mitzuarbeiten, dass nicht nur dem Direktor eine Urteilsbildung durch Anhören der Meinungen anderer ermöglicht werde, sondern dass eine Urteilsbildung der Konferenzen im Sinne der M.O. Zustände käme. Dementsprechend habe ich an meinem Teil getan, was ich konnte, damit die Grundsätze für das Protokoll einer Synode, bzw. einer Missionarskonferenz, die die Niederschrift der Kidugalakonferenz auf B.1.2 enthält, auch für diese selbe Tagung eingehalten werden möchte. Meine Kämpfe um das Protokoll sind es im Wesentlichen gewesen, die den von Direktor skizzierten Eindruck erzeugt haben. Verständlicherweise musste ein solches konsequent durchgeführtes Verhalten bei dem Direktor starken Anstoss erregen. Er vertrat ja eine der meinen völlig entgegengesetzte Ansicht über die Art unserer Zusammenkunft. Einige Konferenzteilnehmer haben sich darüber gewundert, dass das ernste ehrliche Bemühen des Direktors, ich von dem

eingeschlagenen Weg abzubringen, erfolglos blieb. Anderen ist mein Verhalten als vollendete Taktlosigkeit dem Vorsitzenden gegenüber erschienen: Die Krankenschwestern, die in der Versammlungsarbeit wenig Erfahrung haben, zeigten ebenso wie der als Gast anwesende junge Br. Depersdorf ostentativ ihre Empörung.

Fast keine Sitzung verging, ohne dass der Direktor mich nicht in irgend einer Hinsicht gerügt hätte. Endlich sag ich mich genötigt, seine Urteile richtig zu stellen. In einem Fall musste ich es in folgender Weise tun: Wenn ich mich an den Erörterungen beteilige, so wolle ich damit nicht mehr geben, geschweige denn verlangen, als meine Worte selbst enthielten. Entweder spräche ich zur Beratung eines Gegenstands, oder ich stelle einen bestimmten Antrag und begründe ihn gehörig. Ich beanspruche jedoch nicht, dass meinen Beiträgen und Anträgen entsprechend beschlossen werde. Wenn ich nach dem Masse meiner Verantwortung gehört worden sei, bzw. habe sprechen können, sei ich meiner Pflicht ledig, und dächte gar nicht daran, die Konferenz weiter in meinem Sinne beeinflussen zu wollen. Wohl aber könne es Situationen geben, wie es auf der Tagung mehrfach vorgekommen sei, in denen ich verlangen müsse, dass meine Beiträge protokolliert würden.

Hätte ich eine andere Grundeinstellung zur Tagung gehabt, würde ich ein paarmal darauf verzichtet haben können, mich dem Unwillen des Direktors auszusetzen. Es steht fest, und ist leicht nachweisbar, dass mich positive aufbauende Gedanken zu meiner Opposition geführt haben. Zur Vervollständigung des Bildes erwähne ich auch, dass ich wohl manchmal Zurückhaltung geübt habe. Z.B. habe ich bei Erörterung (hier folgt Blatt 6.) der Schuldfrage darauf verzichtet, meine besonderen Gedanken der Versammlung mitzuteilen. Ich habe sie dem Direktor in einer Privatbesprechung vorgetragen. Vergl. Das „Sondervotum über die Weiterentwicklung der Arbeit mit besonderer Berücksichtigung der Schuldfragen...“ „...ja, dass die letzte Sitzung ohne Gebet endete, und zwar aus dem Anlass, dass eine von Ihnen nicht gehaltene Diskussionsrede ohne irgend welche wesentliche Bedeutung nicht Ihrem Verlangen gemäss in das Protokoll aufgenommen wurde.“

Bei der Besprechung des Referats von B. Knak über sein Buch, Zwischen Nil und Tafelbai, äusserte ich mein Bedauern, dass kein Korreferat gehalten sei. Ich hätte es gern übernommen. Der Direktor fasste das als einen Angriff auf sich selbst auf und wies mich mit harten Worten in meine Schranken. Dabei glaubte ich gerade in seinem Sinn zu handeln, wenn ich

mich, wie auch die andern Missionare ernsthaft mit seinem Buch beschäftigt hatte und nun dem Schr. Des Komitees (Jr. Nr. 7125/32, Bl. 28) entsprechend Stellung nehmen wollte: „Dabei erwarten wir natürlich, dass be- gründeter Widerspruch nicht deshalb schweigt, weil es sich um ein Buch des Direktors handelt, sondern erwarten vielmehr, dass abweichende Meinungen deutlich, aber mit Begründung zu Wort kommen.“

Im Anschluss an eine von mir mit warmer Zustimmung begrüßten Stellungnahme von Br. Sup. Oelke zu unserer bisherigen Praxis in der Frage

„Eingeborene Christen UND Häuptling“

ging ich weiter zu einer grundsätzlichen Erörterung über

„Mission und Eingeborenenrecht“.

Obwohl ich nur kurze Zeit gesprochen hatte, machte sich schon das Missfallen des Direktors bemerkbar. Dann wurde ich mehr- fach von ihm unterbrochen. Ich war dabei, die eigenartige Fassung der Grundbegriffe in dem Buch des Direktors zu beleuchten. Was ich nicht mehr sagen konnte, habe ich dann kurz formuliert dem Direktor schriftlich eingereicht. Das tat ich freilich in der Meinung, die Halbheit in der Stellungnahme des Direktors zu diesem Problemkreis ein wenig aufdecken zu helfen, und im Gegensatz zu der in Südafrika und in der Usaramosynode eingenommenen Position an der Klärung der Grundfragen ein wenig mitzuarbeiten. Damit wird z.B. auch das verbreitete Urteil über die vielen Geschenke an die Angehörigen bei der Bantuhochzeit im Sinne der Eingeborenen positiv revidiert, wobei ich von Br. Heuberg lebhaft unterstützt wurde.

„Sie knüpften in dem Ärger darüber eine Bemerkung, die den Hauptzweck und -Sinn dieser ganzen Konferenz in Frage stellte. Die Bemerkung ist zu Beginn der Vormittagssitzung, bzw. bei der Protokollverlesung nach der Teepause gefallen. Sie lautete nicht etwa: Der Sinn der ganzen Konferenz steht in Frage, sondern: Das Protokoll gäbe auch sonst kein richtiges Spiegelbild der Verhandlung. Auf die Frage, ob ich das nachweisen könne, erklärte ich: „Ja, zum Beispiel an Hand des Protokolls der ersten Sitzung.“ Der Vorsitzende forderte mich auf, meine Satz gleich zu begründen, wozu ich mich jetzt im Augenblick ausserstande erklärte. Ich brauche dazu die Niederschrift. (Es war während der ganzen Konferenz nicht erlaubt, sie einzusehen.) Der Anlass und die Ursache, die Sitzung ohne Gebet zu schließen, entstand unmittelbar vor Schluss dieser selben

Vormittagssitzung. Ich ging auf die wiederholte Versuche des Direktors, nicht ohne Vorbereitung zum Reden über meine Ausstände am Protokoll zu bringen, nicht ein und erklärte fest und endgültig, ich könne unmöglich eine Kritik am Protokoll aus dem Stegreif geben und werde das auch nicht tun. Zuerst müsse (hier folgt Blatt 7) ich die Niederschrift durcharbeiten. Vermutlich ist es ein Irrtum des Vorsitzenden, dass er meine rein formal gemeinte kritische Bemerkung über das Protokoll gleich in jener Stunde so schwer gewertet hat: Angriff auf den ganzen Zweck der Tagung. Als ich den Auftrag des Direktors übernahm, wusste ich jedenfalls, noch nicht, dass bei der Prüfung ein schwerer Vorwurf herauskommen würde. Die Kenntnis des Direktors über mein Motiv verwundert mich. Von meinem Ärger ist mir nichts bekannt.,...und verlangten für Ihre Begründung, die Sie pflichtgemäss bei der tagelang zurückliegenden Verlesung der Niederschrift hätten geben müssen, jetzt am Ende mehrere Stunden Zeit zur Vorbereitung, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, dass wir am Ende der Konferenz standen, dass um fünf noch zwei weitere Schlussfeiern in der Kirche, darunter die feierliche Einführung des Superintendent erfolgen soll.“ Wenn ich mir eine Pflichtversäumnis habe zu schulden kommen lassen, bitte ich um Belehrung. Da ich ein vorwiegend visuelles Gedächtnis habe, bin ich darauf angewiesen, nicht nur zu hören, sondern vor allem zu lesen. Meine wiederholten Bitten an die Protokollführer, mir das Protokoll zur Einsicht zu überlassen, waren vergeblich. Auch ist nur die Kladder verlesen und der angenommene Text verschiedentlich noch Veränderungen unterzogen worden. Mit voller Sicherheit kann deshalb nur von dem letzten Blatt des Originalprotokolls, das unsere Unterschriften trägt, gesagt werden, dass es verlesen und genehmigt sei. Während der Tagung nahm ich als selbstverständlich an, dass uns das Protokoll, wie auf der Ilembulakonferenz noch vor der Unterschriften-Sitzung noch reichlich zur Verfügung stehen werde, damit noch Beanstandungen vorgebracht werden könnten. Wenn ich darum bat, den Beginn der Sitzung später als drei Uhr anzusetzen, so bedeutet das, dass ich mehr als 45 Minuten für die Vorbereitung haben müsse, nicht mehrere Stunden. Dabei erwähnte ich, andernfalls sei ich genötigt, auf die Mittagsmahlzeit zu verzichten. Bei dieser Aussprache war es bereits ein Uhr vorbei.

„Auch das alles wäre verzeihlich, wenn Sie diese schwere Schädigung unserer Gemeinschaft, deren innere Festigung, wie Sie wussten, gerade diesmal unser aller Hauptanliegen war, nachträglich eingesehen und bereut hätten.“ Ich war und bin davon überzeugt, an der Überwindung eines der verhängnisvollsten Übel innerhalb der B.M. Mitzuarbeiten, wenn auch nur

in in kleinem Masse. Jedenfalls war und ist das der mich bestimmen- de Wille. Zwei Äusserungen von Brüdern während der Konferenz haben mich davon überzeugt, dass nun noch viel tatkräftiger, als ich es getan habe, in der eingeschlagenen Richtung weiterschreiten soll. Das eine Wort ist während der Sitzung dem Direktor erwidert worden. Ich habe es als Ironie aufgefasst: Wir tun, was gewünscht wird“. Das andere Wort wurde mir am letzten Tage gesagt: Wir sind immer als Kinder behandelt worden, und dabei wird es auch bleiben.“

M.K: ist es die erschreckende Resignation dem Komitee, bzw. seines Berufsarbeitern in der Heimat gegen- über nicht begründet in den besonderen Verhältnissen der letzten Jahre, sondern geht viel tiefer.

(hier folgt Blatt 8) Blatt 8, Auseinandersetzung,,Stattdessen wagen Sie es, in Ihren sog. „Ergänzungen z.Prot.“ vom 17.1. durch die Bemerkung, die Nachmittagsverhandlungen hätten sonst um drei einhalb Uhr, nicht um 3 Uhr begonnen, den Anschein zu erwecken, als seien Sie bei dieser Gelegenheit rücksichtslos behandelt worden. Sie vergessen, dass wir an jenem Nachmittag überhaupt nicht mehr getagt hätten, dass die erwähnten Feiern bevorstanden, und dass wir Ihretwegen stumm und unbeschäftigt dasassen, da Sie mit Ihren kurzen 3 Sätzen, die Sie formulierten, erst zu spät fertig wurden. Jene Bemerkung ist also ein Versuch, durch tendenziöse Darstellung der Lage eine mit der Wahrheit nicht vereinbare Auffassung von den Vorgängen zu vermitteln, wie das in Ihren Briefwechseln nicht selten geschieht.“

Für die Schlussbemerkung ersuche ich, mir Nachweis zu geben, oder sie zurückzuziehen. Inwiefern durch die Feststellung, dass sonst um drei Uhr mit dem Kaffeetrinken begonnen sei und die Sitzung um dreieinhalb Uhr anfang als eine mit der Wahrheit nicht vereinbare Auffassung von den Vorgängen vermittelt werde, ist mir unverständlich. Inwiefern ist durch den am letzten Tag vorgenommenen Wechsel Zeit gespart worden ?

Freilich bin ich rücksichtslos behandelt worden.

Blatt 9 fehlt Blatt 10 fehlt

*

Magoje, P/O Tukuyu, 7.3.33 Flugweg: Athen – Kairo -Mbeya.

Lieber Gerhard!Vorerst schönen Dank dafür, dass Du mir Deine Jungmännerblätter schickst und immer wieder erzählst. Damit tust Du uns

sehr wohl. Ganz besondere Freude hat uns die kürzlich gelesene Mitteilung in der Dez.Nr des „christl. Studenten“, dass Euch ein zweiter Junge geboren ist. Möchte er zur Ehre Gottes aufwachsen und ein rechter Streiter in der Kampfschar Jesu werden!

Nun muss ich Dir noch besonderen Dank sagen. Du hast mir mit Deinem Wort, nicht die Berliner Herren seien die Herren über mein Arbeitsgebiet, sondern allein Christus, einen grossen Dienst getan. Desgleichen mit dem Hinweis, die erforderliche Autorität allein bei ihm zu suchen. Du und Hermann. Immer habt mir wesentlich geholfen, die rechte Stellung wieder zu gewinnen.

Diesen Brief erhältst Du durch Flugpost aus der Hand Heinrich Oltmanns. Nach Loga schicke ich die wichtigsten Akten über die Kampflage...Der Streit scheint jetzt in die letzte Phase eingetreten zu sein. Ich bin vom Direktor bei seinem Besuch in Ostafrika entlassen worden, wir hoffen aber, dass wir bald ungehindert die verheissungsvolle Arbeit weiter tun dürfen. Wir werden froh sein, wenn einem nicht mehr, wie augenblicklich von einem halben Dutzend Seiten dazwischen geredet werden wird.

Die und den Deinen für Haus und Arbeit ein herzliches Behüt- Euch-Gott!

*

Magoje, 7.März 1933

Lieber Hermann!

Nach längerem Schweigen erhältst Du nun eine entscheidungsvolle Mitteilung:

Eben vor Weihnachten haben wir unseren Eltern noch mitgeteilt: Die Lage habe sich geklärt. Es sei nun alles gut. ich sei jetzt Stationsvorsteher, habe auch die Leitung des Seminars erhalten. Wolff käme nicht wieder zurück. Wir könnten also im Frieden (sic) arbeiten.

Und jetzt bin ich sozusagen fristlos entlassen worden!.

Missiondir. Knak hat den Schnitt ins einer Eigenschaft als

Bevollmächtigter des Komitees der B.M.G. vollzogen, gut zwei Wochen vor Antritt seiner Heimreise. Bis spätestens Ende der Regenzeit (Monat Juni) sollen wir heimreisen und nur bis dahin gehen die Gehaltszahlungen. Knak hat von diesem seinem Schritt gleich weiter erzählt, bevor ich etwas wusste, und dann sogar der ganzen Mitarbeiterschaft seine Massregel durch Rundschreiben mitgeteilt, bevor mir es überhaupt möglich war,

Stellung dazu zu nehmen.

Ich habe nun inzwischen dreierlei unternommen:

Die ganze Angelegenheit muss natürlich vorläufig streng vertraulich behandelt werden. Ob es richtig ist, alle Bundesbrüder davon zu benachrichtigen, halte ich für fraglich. Ich möchte Dich bitten, den Kreis der zu benachrichtigenden mit Georg, Bob und Hans Zimmermann festzulegen. Ich selbst wünsche, dass es ausser Euch erfährt: Hermann Sauter, Peter Brunner, Ludwig Hönig, Otto Salomon. Vor Norman Körber schäme ich mich der Mission wegen. Aber vielleicht kann er helfen, die juristischen Fragen zu klären.

Über den Bund hinaus möchte ich gerne, dass es Mutter Weber hört. Selbstverständlich lasse ich Euch freie Hand in der Wahl der Wege zur Erreichung der beiden Ziele 1) meinem Arbeitsgebiet möge das neue Ärgernis erspart bleiben, das in unserem Weichen von hier besteht. 2) Die B.M. möge (die) üblen verhängnisvollen Arbeitsmethoden lasse (sic). und (sic) unter den Berufsarbeitern einmal gründlich auskehren.

Von meinen ostfrisieschen Freunden hören durch Oltmann, Loga-Leer von dem Sachverhalt: Hermann Immer - Emden, Gerhard Brunzema - Grossvolde bei Ihrhove, Hollweg - Oldenburg, und Rudolf und Dr.jur.Else Gensch.

Ausser ihnen würde ich noch gern benachrichtigen: Robert Frick Bethel, durch dessen Vermittlung ich die Beziehung zur B.M. erhielt: Sein Vater sitzt im Berliner Komitee. Er selbst ist Vertrauensrat der B.M. (als) ein (handschriftlich) Freund v. Bernhard Schiele (unleserlich) theolog.) Südafrika Mission i. Swasiland.

Und Walter Freytag, der Direktor der Miss.Hilfe in Hamburg. Aber der soll auf einer Auslandsreise begriffen sein.

Weitere Belege, deren Abschrift noch nicht fertig geworden ist, gehen Euch später in einem Exemplar zu.

Solltet ihr den Wunsch haben, zur Erleichterung der Durcharbeit noch ein oder zwei andere Exemplare von allen Belegen zu erhalten, so wäre das möglich. Lass es uns durch Flugpost wissen. In herzlicher Verbundenheit grüßen wir Dich und Trude.

Eure

*

Magoje, P/O. TUKUYU/ Tang.Terr., 8.3.33

Lieber Heinrich Oltmann, lieber Hermann Thoböll!
 heute empfangt Ihr eine kurze vorläufige Mitteilung mit einer ganzen Reihe von Schriftstücken. Ich möchte Euch aber nicht länger in Unkenntnis darüber lassen, dass wir in stärkstem Trommelfeuer liegen, und dass es darum geht, ob die mir übertragene Kampffront gehalten werden kann. Das Gefährliche der Lage besteht darin, daß wir vom Rücken angegriffen werden.

Direktor Knak kämpft jetzt mit allen Mitteln gegen mich. Er hat mich nicht nur fristlos entlassen, sondern versucht, wie jetzt ganz klar geworden ist aus seinem Schr.v.21.2., die hiesige Gemeinde gegen mich aufzuwiegeln.

Selbstverständlich will ich Euch alle Mittel darbieten, die in meiner Macht stehen, damit Ihr Euch ein eigenes sachgemässes Urteil bilden könnt. Grüßt bitte alle Brüder und Freund herzlich (sic), auch Eure Lieben Frauen, Taletta und Trude.

In herzlicher Verbundenheit und mit Grüßen, die aus trotz allem Leid frohen Herzen kommen, von uns beiden

*

Berliner Missionsgesellschaft Berlin, den 5. Mai 1933 Berlin NO 43,
 Georgenkirchstraße 70

Telegramm-Adresse: Apostole Berlin, Fernsprecher: E 4 Alexander 1999
 Postscheck-Konto: Berlin NW 7, 3771 und Danzig 141 -

Bank-Konto: Commerz- und Privatbank, Depositen-Kasse Y,
 NO 43, Neue Königstr. 2 – Deutsche Bank und Disconto- Gesellschaft,
 Despositen-Kasse V, N 54, Schönhauser Allee 8 Brandenburgische
 Provinzial-Bank und Girozentrale - Vorstand

Missionsinspektoren: Ministerialdirektor z.D. v. Kameke, S.

Schoene (Südafrika) Präsident (Ostafrika)
 Geh. Reg. Rat. C. Müller,

Vize- Präsident Verwaltungsdirektor Dr. K. Büchsel, D. L. Weichert W.
 Braun (Heimat)
 J. Müller (China)
 C. Pescheke (Seminar) J. Wilde (Heimat)

Sehr verehrter Herr Präsident!

Ich habe lebhaftes Mitgefühl mit Ihrem Unbehagen bei den sich häufenden Privatbriefen aus dem Kreise der Freunde Schmidts. Ich glaube doch, es wird das Beste sein, wenn wir mit berufenen Vertretern seines Freundeskreises einmal eine Aussprache haben. Man sieht ja aus jedem Brief, wieder neu, wie völlig verkehrt sie unsere Haltung zu der ganzen Sache betrachten. Ich habe versucht, in dem Entwurf einer Antwort an Herrn Dr. Thoböll einige von diesen Irrtümern zu berichtigen. Bitte, verfahren Sie mit den beigefügten Sätzen ganz nach eigenem Gutdünken.

Ich muss heute leider eine mich recht besorgt machende Nachricht hinzufügen. Schüler schreibt mir, er habe sichere Anzeichen dafür, dass Schmidt nicht nach Hause komme, sondern sich in der Nachbarschaft von Magoje auf einer Farm niederlassen wolle, auf der bisher ein Beamter wohnte und die jetzt leer steht, um von da aus als Freimissionar zu wirken. Er hat u.a. den Eingeborenen von Magoje gesagt, dass er mit der Teufelsgemeinde von Magoje nichts mehr zu tun haben wolle, sondern dass er wie Paulus künftig rein zu den Heiden gehen beabsichtige. Die Gemeinde Magoje soll sich Schmidt gegenüber musterhaft verhalten. Schüler schreibt noch: „Sie hält das (REST FEHLT - NR)

Schatzmeister

D. S: Knak, Missionsdirektor R. Baumgart, Geschäftsführender
Schatzmeister J.-Nr.

*

Missionar H. J. H. Schmidt 1933. Kidugala, 14. Januar

Betrifft:

Sondervotum

über die Weiterentwicklung der Arbeit der B.M.G. Im Ostafrika-
Inland mit besonderer Berücksichtigung der Schularbeit I)
und einem Anhang:

Entwurf über den Aufbau einer lutherischen Stammeskirche unter
Primitiven.

Die zukünftige Arbeit in den beiden Synoden des Inlands.

Während unserer Konferenz ist ein Beschluss von weit tragender
Bedeutung gefasst worden. Für die Zukunft soll eine Angliederung der

jetzt noch zur Kondesynode gehörenden Gebiete der Stationen Tandala, Bulongwa und Magoje an die Benasynode mit Bestimmtheit ins Auge gefasst werden. Damit wird der Weg frei gemacht für die Entwicklung einer grossen lutherischen Stammeskirche in einem zusammenhängenden Länderraum. Er ist von Stämmen besiedelt, die nahe miteinander verwandt sind, sowohl unter ethnologischem und linguistischem als auch unter dem soziologischen Gesichtspunkt betrachtet.

Die Kinga, Bwanji und Sangu, die Bena und Hehe, die Masagati und Langa, vielleicht auch die andern Nachbarn der Hehe, die Gogo und die der Bena und Sangu, die Njam-Njam. Auch ist eine Verbindung zu den Lugulu nach Mologolo herzustellen.

Es ist erfreulich, dass die getroffene Übergangsverbindung des Kinga und Bwanjilandes mit dem Kondelande den Forderungen gerecht wird, die aus der Geschichte unserer Arbeit für die Weiterentwicklung entstehen.

Angesichts der so veränderten Lage ist aber doch wohl eine nähere Besinnung erforderlich:

1. Ob wir mit gutem Gewissen der später in Aussicht stehenden Isolierung des Kondekrees zustimmen können,
2. ob die uns vorliegende Verpflichtung, den Kondeleuten gegenüber in ausreichendem Masse erfüllt wird.

Anmerkung: I) Die Ausführungen über die Weiterentwicklung der Arbeit und den Aufbau des Schulwesens wurden Direktor D. S. Knak in den Grundzügen an einem Abend während der Missionstagung in Kidugala vorgetragen. Während der Sitzung wurde aus Zeitmangel bei der Aussprache über die Schularbeit auf eine Stellungnahme verzichtet, da der Vorsitzende die Verwendung des Beitrags zusagte.

Die Missionierung unseres gesamten Gebietes ist von Kondeland ausgegangen. Deshalb wäre zu erwarten, dass feste, geistliche Beziehungen zwischen den Kondesgemeinden und denen der anderen Stämme vorhanden seien, wie sie zwischen Mutter- und Tochtergemeinden bestehen pflegen. Das ist aber nicht der Fall. Mutmassliche Gründe: Zusammenhang mit den Schwächen und Fehlern der früheren Arbeit, das Recht des missionsstrategischen Gesichtspunktes bei Beginn der Missionierung erklärt den Tatbestand.

M. W. Gibt es vergleichbare Verbindungen nur von Mwakalelo aus nach Bulongwa und Magoje hin. Es wirkt sich dabei eine Art von Verantwortung aus, auch wenn sie nicht mehr gross ist. Diese Bande werden verstärkt durch Freundschaften, die die im Kondeland ausgebildeten Kinga- und Bwanjihelfer mit ihren dort arbeitenden Amtsbrüdern pflegen. Es hat den Anschein, als ob ein Teil dieser Beziehungen und auch das deutlich beschränkte Verantwortungsbewusstsein mehr oder weniger säkularisiert ist. Die Beziehungen sind beachtenswert, da sonst in unserm gesamten Gebiert ein trauriger Mangel an Aktivität und Verantwortlichkeit zu beobachten ist. Uns tut deshalb nichts mehr not, als gerade solche Kräfte, die ein Bewusstsein der Vergliederung haben und dienstwillig sind. Man könnte meinen: Also gilt es gerade, die vorhandenen Ansätze zur Mitarbeit der Eingeborenen zu entwickeln, mögen sie noch so kümmerlich sein. Es wäre etwa intensive Pflege der Gemeinde Mwakaleli zu empfehlen. Ihren Gliedern käme dann auch das gute Ansehen zustatten, das die, Mwakalelileute, auch die Christen, weithin geniessen. Wir dürfen jedoch von hier keine Hoffnungen für die Zukunft hegen. Eine der verhängnisvollsten Zeiterscheinungen hindert das. Die Jugend geht ganz andere Wege als die Alten. Die junge christliche Kondegeneration auch in Mwakalelibezirk sieht z.B. wieder, wie es in der vorchristlichen Zeit gang und gäbe war, auf das Bwanjvolk herab. Vermutlich sind in den Beziehungen zum Kingavolk verwandte Vorgänge zu beobachten. Rückkehr von Stammesfeindschaft in moderner Form. Hinzukommt, dass die Alten mehr und mehr aussterben. Zu ihnen gehören auch schon Helfer, die in Manow erzogen sind. Zum mindesten wird für das jetzige Jahrzehnt mit der Tatsache gerechnet werden müssen, dass einer nach dem andern arbeitsunfähig werden wird. Wollte man doch eine Belebung unserer Arbeit von den Kondegemeinden her erwarten, so wäre eine genauere Untersuchung dieser aktiven Kräfte erforderlich. Wie steht es nun mit unserer Verantwortung für das von uns zuerst missionierte Gebiet? Bekanntlich ist die Häuptlingsherrschaft im Kondelande im Unterschied vom Kinga-, Bwanji-, Sangu-, Bena- und Heheland schon vor vierzig Jahren bei Aufnahme unserer Arbeit erschüttert gewesen. Dieser Prozess ist fortgeschritten, (

ab hier beginnt Bl. 1.3.)

OHNE DASS WIR den Versuch gemacht haben, den Verfall zu hindern. Die Erscheinung ist bei uns vielleicht wie es früher üblich war, als besonders günstige Gelegenheit zur Missionsarbeit angesehen worden. Wir

haben sogar unmittelbar zur Lockerung des Stammesbewusstseins beigetragen.

1. Der Umstand, dass zwei verschiedene evangelische Missionsgesellschaften unter den Konde ihre Arbeit begannen, hat unter den Christen die Schwächung des Bewusstseins ihrer Stammeszugehörigkeit und der daraus entstehenden Verpflichtungen bewirkt. Für beide Gesellschaften war das Kondeland die Basis zum Vordringen in die Nachbarstämme. Die Herrnhuter missionierten mit ihren ersten Kondechristen die Safwa, die Myka und Budali, wir die Kinga, Bena, Bwanji und vielleicht auch die Sangu, ebenso wie die Brüdermission mit Kondegehilfen. Die Kondechristen wurden also nicht zuerst allein für ihren eigenen Stamm und seine Christianisierung verantwortlich gemacht, sondern mit der gleichen Stärke ebenso für andere. Diese Strebungen haben selbstverständlich die Entwicklung und Festigung des Stammesbewusstseins unter den Kondeleuten stark gehemmt, wenn nicht gar mit zerstört. Nun könnte man die Frage stellen, ob diese Versäumnisse wieder gut gemacht werden können. Theoretisch liegt der Gedanke nicht fern, durch stärkere Pflege der Beziehungen mit den Gemeinden der übrigen Stämme an einer Gesundung der Verhältnisse unter den Kondeleuten mitzuwirken. Jedoch ist der Einfluss der Christengemeinde viel zu gering, als dass wir solche Hoffnungen hegen dürften, zumal die Konde die Lockerung der Häuptlingsherrschaft als ein besonderes Gut schätzen. Bei dem starken Tempo der Europäisierung im Kondeland würde ein solcher Versuch mit Sicherheit scheitern. Der umgekehrte Einfluss würde viel eher eintreten, wenn die Kondechristen wirklich aktiver als bisher werden sollten: Eine Gefährdung des Stammesbewusstseins der Nachbarchristen, wie die beginnende Lockerung der Häuptlingsmacht im Bwanjilande zeigt. Demnach liegt es nicht in unserer Macht, den Auflösungsprozess des Stammes, bzw. Der Stämme in Nyakyusa-Sprachgebiet wirksam zu hindern. Selbst wenn wir in unserm Landesteil die Missionsmethoden in stärkerem Masse nach lutherischen Grundsätzen gestalteten, so könnte, auf das Ganze des Stammes gesehen, doch nur sehr wenig erreicht werden. Die Art der Herrnhuter sowie ihre Arbeitsmethoden sind noch weiter vom Luthertum entfernt, als unsere bisherigen. I. Laxheit in der Kirchengzucht.

2. Das individualistische Bildungswesen – sogar mit englisch – fördert, wie in Livingstonia, stark die Zersetzung der organischen Bindungen.

3. Eine gewisse zur Weichlichkeit neigende Art der Missionare hat Wirkungen, die den seelisch verweichlichten und unmännliche Kunde erzieherisch nicht förderlich sind.

(ab hier Bl. 1.4) Da es über unsere Kraft geht, dem Auflösungsprozess unter den Kundeleuten wirksam entgegenzutreten, haben wir auch keine Verpflichtung, in diesem unserem ältesten Gebiet einen neuen Kurs einzuschlagen. Die reale Verpflichtung richtet sich nicht nur nach dem Anspruch, der uns aus dem Hier und Jetzt entgegengerufen wird, sondern erhält ihre Gestalt und ihr Mass aus der uns verliehenen Kraft. Das der Berliner Mission gewährte besondere Gottesgeschenk nötigt sie, sorgsam mit dieser Gabe zu haushalten und zu wuchern. Sie ist das neu erweckte, vertiefte lutherische Bewusstsein. Damit ist uns geboten, unsere beschränkten Kräfte und Mittel in unserm weiten übrigen Gebiet zu verwenden zum zielbewussten Aufbau einer lutherischen Volkskirche. Selbstverständlich haben wir die Arbeit im Kondeland vorläufig weiter zu führen, und zwar in denselben Linien, wie bisher, wobei wir uns Mühe geben sollten, zur Gesundung der Arbeit im gesamten Kundegebiet nach unsern Kräften beizutragen. Unsere Verpflichtung zur Missionierung unter den Kunde ist zu Ende an dem Zeitpunkt, an dem eine Abtretung an die Brüdergemeinde möglich wird. Zwei Arbeiten würden in wesentlichem Masse zur Gesundung der gesamten Lebensverhältnisse im Kundebereich beitragen: I. Umbau des Bildungswesen. Es wird von den Herrnhutern nach wissenschaftlich bereits überwundenen Grundsätzen unterrichtet. Rungwe muss als eine gefährliche Hochburg der Europäisierung bezeichnet werden. Zentralschule mit Englisch. Schlechter Intellektualismus. Krüppelhafte Gemeinschaftserziehung. Kein organisches Verhältnis zwischen Autorität und Freiheit. Handwerkerschule, räumlich angegliedert an moderne Tischlerei. Turbinen. Rationelle Maschinenbearbeitung. Elektrizität. Für die neue Predigerschule ist vorauszusehen: Wenn es den zukünftigen Lehrern und Helfern während der Ausbildungszeit gelingt, sich ohne Schaden für ihre Autorität in das übrige Bildungswesen von Rungwe einzugliedern, so werden sie doch gezwungen, den Europäisierungsprozess voll anzuerkennen. Vielleicht werden manche sogar seine begeisterten Förderer unter ihren Landsleuten. Das Schulwesen sollte von Grund aus umgebaut werden. Die Erfüllung dieses Gedankens scheint nicht aussichtslos zu sein. Innerhalb der deutschen Brüdergemeinde wird in diesen Jahren der grossartige Versuch unternommen, ihr Mädchenschulwesen allmählich nach den Grundsätzen lutherischer

Erziehungswissenschaft umzugestalten. Die Grundlegung dazu ist bereits gelungen. Mit dem weiteren Fortschreiten und Gelingen darf gerechnet werden.

Der Vorgang ist von Kämpfen innerhalb der Brüdergemeinde begleitet. Da der neue Erziehungsweg aber hervorragende Autoritäten der gesamten pädagogischen Welt des Abendlandes der Gegenwart hinter sich hat, ist vorauszusehen, dass die Bedeutung dieser neuen Arbeit in den Augen der ganzen Gemeinde stärker und stärker werden wird. Vielleicht ist ihr Ansehen bereits seit drei Jahren erheblich gewachsen I).

Anmerkung I) Seit meinem Beitritt zur Missionsarbeit sind meine Beobachtungsmöglichkeiten beschränkt.

(ab hier beginnt Bl 1.5)

Die Herrnhuter Mission wird sich vermutlich über kurz oder lang den von ihr bisher abgewiesenen Tendenzen in ihrer Gemeinde nicht mehr ganz verschliessen, sondern vielleicht sogar allmählich öffnen. Man darf annehmen, dass es auch Einfluss auf die Brüdergemeinde Mission haben wird, wenn die B.M.G. Ihr Schulwesen im erweiterten Benagebiet nach den modern lutherischen Grundsätzen aufbaut. Durch grundlegenden Umbau des Bildungswesens kann der Zersetzungsprozess, in dem sich die Sippe im Kondeland befindet, innerhalb der Christengemeinde erheblich aufgehoben werden, ja es wird eine langsame und stetige Heilung einsetzen. Erfahrungsgemäß ist gerade die individualistische europäische Bildung der Hauptfaktor im Auflösungsprozess. Es ist nun gerade Martha von Grot durch ihre lutherische Bildungsarbeit gelungen, bei ihren Zöglingen eine Stärkung des Familienbewusstseins zu erreichen – bei starken religiösem Gegensätzen zwischen Kindern und Eltern! - und in ihnen Willen und Kräfte zur Erhaltung der natürlichen Bindungen zu wecken. (s. Näheres gegen Ende des zweiten Hauptabschnitts in diesem Sondervotum.)² Die Zersetzung im Raum des Nyakyusasprachgebietes ist schon weit fortgeschritten. Das Tempo der Europäisierung ist geschwinder geworden als unter den übrigen Stämmen im Inland. Überbevölkerung. Bei den bisherigen Ackerbaumethoden nur geringe, nicht ausreichende Möglichkeiten zur innerer Kolonisation. Auswanderung und Ansiedlung anderswo wegen Gefährdung der Gesundheit und der daraus zwangsmässig folgenden Veränderung lieb gewordener Lebensgewohnheiten, z.B. Bananenkultur!, so gut wie ausgeschlossen. - Kap-Kairo Strasse. Flugverkehr. Die immer größer werdenden Goldfelder in unmittelbarer Nähe. In weiterer Entfernung die Kupferminen in Rhodesien und im Kongostaat. Einfluss von Livingstonia. Die

Proletarisierung ist unabwendbar, wenn nicht die Jugend die Freude am Ackerbau zurückgewinnt, die ihr im Gegensatz zu ihren Vätern verloren geht. Das wird aber nur dann erreichbar sein, wenn das Ackern grössere Erträge und höhere Gewinne als bisher abwirft, wenn es also möglich wird für unsere Eingeborenen, ihre modernen Lebensbedürfnisse durch Arbeit auf der eigenen Scholle zu befriedigen und die Steuern so zu erwerben. Da der Lebensmittelbedarf im Goldfeld sehr groß ist, und in den nächsten Jahren mit noch grösserer Nachfrage zu rechnen ist – ausser dem Kondeland ist nur das Bwanjiland noch ein wirklich sicherer und deshalb auch bedeutender Lieferant (Einfluss von auswärts bisher viel teurer, aber doch erforderlich!) -, gibt es einen Weg, die Gesundung der Verhältnisse im Kondeland auch nach dieser Seite hin wesentlich zu fördern. Gutmann hat m. W. in der Missionsliteratur zuerst eine Anregung gegeben, die leider noch viel zu wenig Beachtung gefunden hat:

Die Bodenverhältnisse im Kondeland erlauben eine ausgeprägte Gartenbauwirtschaft. Die Hackkultur im Kondeland hat bereits einen hohen Stand. Das Interesse auch bei der jungen Mannschaft ist vorhanden. Die Inangriffnahme dieser Arbeit würde einen Man erfordern mit dem vollkommenen modernen Rüstzeug der Gartenbauwissenschaft und mit praktischer Erfahrung. Die Entwicklung des Gartenbaus in Holland und die daraus (ab hier beginnt Bl. 1.6) entstandenen Möglichkeiten zu innerer Kolonisation geben den Beweis dafür, dass der hier gezeichnete Weg nicht nur in der Fantasie besteht, sondern praktisch durchführbar ist.

Es darf auch gesagt werden, dass die aufgewandten Kosten sich sehr bald lohnen werden. Die Leistungsfähigkeit unserer eingeborenen Gemeinden nach der finanziellen Seite wird ganz erheblich wachsen. Dieser Weg führt zu einem schnellerem und sichereren finanziellen Erfolg, als der von den beiden Missionsgesellschaften beschrittene, Kaffeepflanzungen anzulegen.

Bei unserer Frage handelt es sich nicht nur um ein wirtschaftliches Problem. Weil das Denken und Empfinden der Jugend das grösste Hindernis für die Ausführung dieser Gedanken ist, können sie nur dann verwirklicht werden, wenn das Bildungswesen in der beschriebenen Weise umgebaut wird. Es müsste also in beiden Richtungen Hand in Hand gearbeitet werden.

Durch energisches Angreifen dieser beiden Aufgaben kann der Kondestamm noch in seinem Grundstock vor der drohenden Proletarisierung bewahrt werden. Das bekannte Bodelschwingh Wort

jedoch muss hier ernsthaft beachtet werden: „Nicht zu langsam! Sie sterben darüber.“

Der B.M.G. Ist in dem grossen Gebiet der zukünftige erweiterten Benasynode ein Werk von unvergleichlich grösserem Ausmasse aufgetragen, jedoch auch mit der Aussicht auf eine noch köstlichere Frucht.

Während im Kondeland nur die Sippe erhalten werden kann, ist im erweiterten Benasprachgebiet die Heranbildung eines Volkes zu erreichen. Der politische Stand, der hierhergehörenden Stämme vor dem Eindringen der Europäer zeigt in Beziehung zu ihrem gegenwärtigen Stand, dass in ihnen volksbildende Kräfte vorhanden sind. Der Zersetzungsprozess, der im Kondebereich, wenn nicht eingetreten, so doch mit dem eindringen der Europäer erheblich beschleunigt worden ist, hat hier unvergleichlich tiefere Wirkungen gehabt als im Lebensraume der übrigen Stämme unseres jetzigen Arbeitsgebietes. Die Annahme liegt nahe, dass durch die begonnenen Staatenbildungen der Hehe, der Bena, der Sangu und der Kinga starke, das Volkstum erhaltende Kräfte aufgeschlossen wurden. (Ob sich die Gutmannsche Theorie über die die Sippe bedrohenden Einflüsse von Häuptlingsherrschaft her an den Zuständen innerhalb dieser Stämme bewähren, oder ob sie berichtigt werden müssen, kann sich erst nach eindringenden Untersuchungen erweisen.)

Die Aufgabe kann hier nicht näher beschrieben werden. Vergl. Den diesem Sondervotum beigegebenen Anhang.

Die B.M. Darf die fröhliche Zuversicht haben, dass Gott der Herr ihr ganz besondere Arbeitsmöglichkeiten zum Aufbau einer genuin lutherischen Kirche verliehen hat. Das hat er nicht getan, ohne ihr die dazu erforderlichen Kräfte darzureichen. Sie bestehen in dem Bewusstsein von dem, was lutherische Eigenart in Schriftverständnis, Verkündigung, Gemeindeaufbau und Kirchenbildung bedeutet.

(ab hier beginnt Bl. 1.7)

Die Grundlegung unseres Bildungswesens.

(Unter Beschränkung auf die unterste Grundlage, die Schularbeit.)

Die gegenwärtige Lage, Ursachen und Forderungen.

Es ist bekannt, dass das Schulwesen in unserm Arbeitsgebiet im Vergleich zu dem anderer Missionen im T.T. Auf einer beklagenswert niedrigen Stufe steht. In diesem Zusammenhang kann nur auf einen der Gründe hierfür

hingewiesen werden.

Das Komitee wünschte nach dem Kriege, es sollten neue Wege beschritten werden. Die beiden Versuche, die unternommen wurden, scheiterten.

Wie der religiöse und sittliche Stand des Seminars in Magoje zeigt, ist es nicht gelungen, christliche Bildungsarbeit zu leisten, und eine Verbindung und Eingliederung dieser Arbeit in unser Missionswerk zu erzielen.

Deshalb wandelte sich die anfangs von den Missionaren gewährte Zurückhaltung mehr und mehr in Widerstand. Die Missionskonferenzen in Ilembula beantragte einmütig, von diesen Versuchen Abstand zu nehmen, und auf den alten, vor dem Kriege begangenen Wegen weiterzuschreiten. In Ilembula konnte aus Zeitmangel eine prinzipielle Klärung nicht erreicht werden. Die Kritik der Missionare entsprang denselben Beobachtungen, die Gutmann noch zu einer erheblichen pessimistischeren Beurteilung der Schularbeit geführt hat. Es ist offenbar, dass die von der Regierung verfolgten Ziele, mag das jetzige Schulprogramm auch noch geändert werden, die Auflösung der organischen Bindungen beschleunigen. Der Eingeborene wird fraglos zum Mitarbeiter des weissen Mannes erzogen. Dabei wird er in stärkerem Umfang als bisher der Mitgeniesser von Erzeugnissen der europäischen Zivilisation und macht sich mehr und mehr von Sippe und Stamm frei. Den längere Zeit im Lande anwesenden Missionaren steht eine Fülle von Beobachtungen zur Verfügung, die ihnen diese Einsicht immer wieder neu vermitteln.

Darum machte die Missionarskonferenz in Ilembula einstimmig den Vorschlag, auf den alten Weg zurückzukehren und auf ihm fortzuschreiten. Unser Schulwesen sollte Bibelschulwesen bleiben. Da der selbstständige Glaubensstand mit abhängig ist von der Sammlung eigener Erkenntnis, ist das Lesen und Schreiben von jeher in den reformatorischen Kirchen gepflegt und sozusagen allen khren Gliedern zur Pflicht gemacht worden. Aus dieser Überzeugung und unter demselben Ziel sollte unsere Schule arbeiten, wobei dem Singen, ebenso wie in den lutherischen Kirchenschulen eine besondere Pflege zugeordnet war. Als bürgerliches Fach wollte man das Rechnen üben und unter demselben Gedanken dem Kisuaheli einen Platz im Lehrplan geben.

Das Ziel glaubte man mit einiger Sicherheit erreichen zu können, wenn für diese Aufgabe eine PersönlichKEIT gefunden würde, (ab hier beginnt Bl. 1.8.) die ganz im Missionsgedanken lebt und von Liebe zu unserer Arbeit erfüllt ist. Am einfachsten schien es, einem aus dem Seminar hervorgegangenen Missionskandidaten mit pädagogischen Gaben eine Spezialausbildung zu geben. Sollte dafür nicht mehr Zeit genug sein, hielt

die Mehrheit eine fruchtbare Arbeit auch ohne Sonderausbildung für gesichert.

Fraglos müsste diesen Gedanken nachgegeben werden, wenn wirklich Aussicht auf Erreichung des Ziels bestände, den Zersetzungsprozess aufzuhalten, oder doch seinen Ablauf wesentlich zu verringern.

Das ist aber nicht der Fall.

Die von uns nach den alten Methoden ausgebildeten Helfer bilden keinen Damm gegen die Flut der Zersetzung. Zwar haben sie sich durchweg ein konservatives Empfinden bewahrt, aber sie stehen den Vorgängen erkenntnismässig hilflos gegenüber, ganz zu schweigen davon, dass sie sich aktiv für die Erhaltung ihres eigenen Volkstums einsetzen. Ein solcher Wunsch ist wohl vorhanden, aber er wird nicht zum Willen, weil man bezaubert ist.

Zwei Beispiele: Das von Bruder Neuberg berichtete Verlangen der Hehe nach einer Kisuahelischule ist auch hier im Bwanjiland zu beobachten. Unsere Helferwürden dem Eingehen auf solche Wünsche keinen grundsätzlichen Widerstand leisten. Man sieht und empfindet nicht mehr recht, inwiefern die mangelnde Pflege der eignen Sprache auch das Volkstum gefährdet. - Man sage nicht, dass mit diesem Ansinnen zu viel von ihnen verlangt sei. Von früher her besitzen sie die Grundlagen für solche Erkenntnis. Die Europäisierung jedoch nimmt sie mit hypnotischer Kraft gefangen. Unsere Helfer wissen nicht, wie sie dem Emanzipationsbestrebungen unserer Jugend begegnen sollen, die während des Kriegs aufgewachsen ist. Die junge Mannschaft schätzt das von ihnen erhaltene Bildungsgut, aber benutzt es nun zu eigenständigen Zwecken, ohne dass unsere Lehrer ihnen eine wirkliche Zurechtweisung geben können.

Man sage nicht, es fehle nur an Wissen über diese tiefgreifenden, ihnen früher unbekanntem Erscheinungen. Zwar fehlt es ihnen an Wissen, aber noch mehr an der Fähigkeit, Wissen und Erkenntnisse zu sammeln, und erst recht daran, sie zielbewusst zu verwerten.

Damit ist aber auf den in der pädagogischen Welt allgemein anerkannten Mangel früherer Bildungsarbeit hingewiesen.

Zur Erläuterung sei erwähnt, dass ja auch in der Kirche ein ganz ähnlicher Mangel ihrer früheren Lehrarbeit von verhängnisvollen Ausmassen erkannt worden ist: Die Unfähigkeit der evangelischen Kirchen, ihren Gliedern eine christliche Lehre über das Erwerben zu geben. Sie hat zur

Folge gehabt, dass auf evangelischer Seite nicht einmal Hemmungskräfte vorhanden waren, um die fortschreitende Entartung der Wirtschaft zu hindern und ihre das Volkstum zerstörende Wirkungen. Deshalb dürfen wir von den alten Wegen keine Hilfe erwarten. Wir werden anerkennen müssen, dass Gutmanns Kritik am bisherigen alten und neuen Bildungswesen sich als zutreffend und keinesfalls übertrieben erweist. (ab hier beginnt Bl. 1.9)

Weshalb das auch für die neuen Wege gilt, muss noch näher skizziert werden.

Man könnte meinen, der Misserfolg der neuen Versuche sei in persönlichen Schwierigkeiten und in der Unerfahrenheit der herausgesandten Lehrer begründet. Diese Mängel sind offenkundig. Und doch kann eine wesentliche kausale Beziehung nicht anerkannt werden. In der pädagogischen Welt hat eine ganz unglaubliche Falschmünzerei um sie gegriffen, die Kerschensteiner in seinem Buch „Begriff der Arbeitsschule“ mit Macht bekämpft. Bisher wohl nur mit geringem Erfolg. Fast jeder junge Pädagoge berauscht sich an den zu Schlagworten entarteten Begriffen „Gemeinschaftserziehung“ und „Arbeitsschulgedanke“. Dabei wird seine Praxis meist noch vollständig bestimmt von den Lehrgewohnheiten, die seine eigene Ausbildung beherrscht haben.

Das gilt erst recht für die Erziehungsgrundsätze. Selbstverständlich hat sich jeder ein paar moderne Gedanken angeeignet. Aber nicht selten bedeuten sie den neuen Flickern, der das alte Kind zerreisst. Die gegenwärtigen pädagogischen Strömungen, die die staatlichen Hochschulen beherrschen, sind ebenso wie früher von humanistischen Traditionen bestimmt. Auch die neuen Gedanken in der Erziehungslehre und in der Didaktik stammen aus der alten Quelle.

Daher kommt es, dass unser staatliches Schulwesen bisher immer, wenn auch verschieden stark, Emanzipationsbestrebungen befördert hat. Entweder ist die vermittelte Bildung wesentlich intellektualistisch oder sie artet aus in Ästhetik oder in Körperkultur. Auch wenn die drei Elemente gleichzeitig beisammen sind, und auch religiöses und christliches Bildungsgut vermittelt wird, so haben wir damit noch längst keine christliche Bildung. Der auch heute noch weit verbreitete Satz, die Persönlichkeit des Lehrers, sei der entscheidende Erziehungs- und Bildungsfaktor, ist überwunden. Es geht über die Kräfte einer noch so tief gegründeten christlichen Lehrerpersönlichkeit, diese Aufgabe zu erfüllen. Vielmehr kommt den richtigen Methoden, sowohl in der Didaktik als in

der Erziehungslehre eine sehr viel grössere Bedeutung zu, als in pädagogischen Laienkreisen angenommen wird. Eine hochstehende, christliche Lehrerpersönlichkeit mit schlechten Methoden steht den grossen Gefahren hilflos gegenüber, dass das von ihm vermittelte christliche Bildungsgut von seinen Schülern nur anempfunden oder gelernt wird, aber nicht tatsächlich angeeignet wird, allenfalls nur Firnis bleibt.

Gäbe es also nur die beiden beschriebenen Wege, dann befänden wir uns in der Tat in einer Lage, die mit Gutmann nicht pessimistisch genug beurteilt werden kann. In der Passivität zu verharren, wie bisher, ist uns verwehrt. Wir würden uns aus der immer stärker werdenden Strömung nicht retten können, die mit Sicherheit mächtig werden wird, da jetzt schon andere schwarze Christen auf die zu unserer Mission gehörigen herabzusehen begonnen haben, wie auf Hinterwäldler. Wenn wir jedoch keinen anderen Weg finden, werden wir zwischen Scylla und Caryptis zermalmt werden. (hier beginnt Bl. 1.10)

Ausschau nach einem Ausweg.

Angesichts dieser Lage entsteht die Frage, ob wir nicht Hilfe aus der jungen modernen evangelischen Pädagogik erwarten dürfen. Innerhalb der staatlichen pädagogischen Bildungseinrichtungen gibt es m. W. Nur einen Vertreter, den man in diesem Zusammenhang nennen kann: Bohne. Er gibt gute, aus eigener Praxis und der neuen reformatorischen Erkenntnis entstandene, grundlegende Wegweisung. Sein gestalteter Einfluss auf die pädagogische Praxis ist naturgemäss noch in den Anfängen.

Innerhalb des evangelischen Schulwesens gibt es nur wenige Anstalten, die von den modernen pädagogischen Gedanken vollständig bestimmt sind, oder doch umfassend bestimmt werden sollen. Die Friedrich von Bodelschwingh-Schule in Bethel. Die Traditionen des Ravensberger lutherischen Pietismus sind verbunden mit dem besten Erbe der idealistischen Jugendbewegung. Der Lehrkörper ist auch beeinflusst von der dialektischen Theologie.

Die Urspringschule in der schwäbischen Alb bei Blaubeuren, Ulm. Hier wird aus den reichen Erfahrungen der Lietzchen Landerziehungsheime geschöpft, wobei die Schule eine bewusst evangelische Gestalt empfangen soll. Der Lehrkörper stammt teilweise aus dem Landerziehungsheim am Solling, steht dem Berneuchner Kreise nah und ist ausser für die dialektische Theologie auch für andere Strömungen offen, z.B. für die von den Blumhardts herkommenden.

In beiden Anstalten wird ganz bewusst in den Linien einer genuin evangelischen Pädagogik gearbeitet. Ein reger Austausch zwischen Theorie und Praxis gestaltet das Leben und die Arbeit in den Schulen und erhält beide in gesunden Bahnen. In wesentlichen Fragen, sowohl der Didaktik wie der Erziehung, werden Versuche gemacht, deren Ergebnisse die weitere Gestaltung der Arbeit bestimmen werden. Die Lehrkörper sind sich bewusst, noch nicht am Ziel zu sein, aber die Richtung aufs Ziel hin zu kennen und tapfer dabei vorwärts zu dringen.

Würden wir uns aus diesen Kreisen Mitarbeiter gewinnen, so würde unser Schulwesen dieselben elastischen Charakter in bezug auf die pädagogischen Grundfragen behalten müssen. Es würde also nicht bloss deshalb verändert werden, weil ein fortschreitende Kenntnis des afrikanischen Lebens Berücksichtigung finden müsste.

Diese besonderen Verhältnisse könnten leicht mancherlei Schwierigkeiten, u.U. Auch ernster Art mit sich bringen. Da es sich bei uns um Lehrerausbildung handelt, würden Veränderungen in der pädagogischen Gestaltung der Bildungsarbeit weitgehend Wirkungen in das ganze Land haben. Damit könnte auf längere Zeit die sowieso schon bestehende Unsicherheit ausgedehnt werden und verstärkt werden. Das ist von um so grösserer Bedeutung, als sich Veränderungen in der Schularbeit auch gleich auf das Gemeindeleben auswirken. Das Lehrer- und Helferamt kann bei uns auf absehbare Zeit hin nicht getrennt werden.

(ab hier beginnt Bl. 1.II)

Von diesen möglicherweise zu erwartenden Wirkungen her kann ein Einwand gegen (...) Gedanken vorgebracht werden. Gerade wegen der schon vorhandenen Unruhe und Unsicherheit und wegen des starken Verlangens der gesunden Eingeborenen nach fester Führung sei es vorzuziehen, in die alten, von früher her gewohnten Bahnen zurückzukehren, und in ihnen fortzuschreiten.

Der Einwand wird sich verbinden wegen der oben aufgewiesenen Zusammenhänge mit einer pessimistischen Beurteilung des Bemühens, den Auflösungsprozess von Sippe und Stammesleben aufzuhalten. Der Zersetzungsprozess liesse sich doch nur aufhalten, aber nicht heilen. Oder er sei wohl überhaupt nicht so tragisch anzusehen. Vergl. Die Opposition in Missionskreisen gegen Gutmann und Keysser.

In diesem Zusammenhang kann nicht weiter eingegangen werden auf das Recht dieser Einrede und auf ihre Widerlegung. Die Behauptung muss genügen, dass wir gerade deshalb, weil wir an den Erlöser glauben, nicht

untätig zusehen dürfen, wie die Ordnungen des Schöpfers verkommen. Ferner, dass wir gerade wegen der Reinheit und Echtheit unseres Glaubens an den Christus Gottes verpflichtet sind zur Mitarbeit am Bildungswesen des Volkes, unter dem wir stehen, solange wir nicht gehindert werden, unsere Botschaft auszurichten. Deshalb haben wir die uns im T.T. Gebotenen Möglichkeiten zu benutzen, um unseren Einfluss geltend zu machen.

Die von der Regierung vorgeschriebenen Lehrpläne und Stoffe als solche sind nicht gefährlich. Diese brauchen wir nicht zu fürchten. Gefährlich sind allein die Lehrmethoden, die die geistigen Kräfte des Menschen nicht zur Ausbildung kommen lassen, sondern sie verkrüppeln. Gefährlich ist die Bildung, die die selbstischen Begehungen fördert, anstatt Anleitung zum Dienst zu geben.

Da nun die modernen evangelischen Pädagogen auf diesem Gebiet in den Grundfragen gesicherte Erkenntnisse besitzen, auch wenn sie noch viele Einzelwege suchen müssen, besteht berechtigte Aussicht, dass wir nach einer gewissen Zeit der Versuche unsern Eingeborenen viel besser dienen können, als vorher. Deshalb müssen wir diesen Weg beschreiten, und die sich daraus für kürzere oder längere Zeit ergebende Nachteile in Kauf nehmen.

Es gibt aber noch einen erheblich leichteren und sichereren Weg zum Ziel: Ganz in der Stille ist ein genuin lutherisches Bildungswesen entstanden. Es wurzelt auf dem Boden einer staatsfreien lutherischen Kirche. Der Boden ist ausserordentlich aufgelockert worden durch die schweren Schicksalsschläge. Die gerade dieser Kirche in diesem Jahrhundert getroffen hat, von den Verfolgungen durch die russischen Zaren an bis zum vulkanischen Ausbruch der bolschewistischen Revolution. In der Baltin, Martha von Grot, ist dem Luthertum, und darüber hinaus der ganzen evangelischen Welt, ein köstliches, wertvolles Geschenk zuteil geworden. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Psychologie und der Lebensarbeit der hervorragenden neueren Pädagogen Gaudig und Kerschensteiner sind wirklich angeeignet und organisch verbunden mit echtem lutherischem Bibelchristentum.

Dabei sind nicht nur die wertvollen Anregungen Luthers (ab hier beginnt Bl. 1.12) für den Schulunterricht in einer bisher m.W. Nicht erreichten Weise nutzbar gemacht, sondern auch seine in der kirchlichen Praxis überhaupt noch nicht wirksam gewordenen Gedanken über die brüderliche Tröstung, über Schlüsselamt, Kirchenzucht und Bann in ungeahnter Weise auf die Schulgemeinschaft angewandt und verwirklicht.

In ihren Schulen wird nicht Sünde und Gnade gelehrt sondern erlebt Selbst ohne Religionsunterricht wäre durch diese Pädagogik christliche Bildung zu erzielen.

Der Ehrgeiz wird nicht bloss als Erziehungsmethode theoretisch abgelehnt, sondern auch in der Praxis überwunden. Den Schülern kommt es, nicht nur durch die Gestaltung des Schullebens, sondern auch durch die des Unterrichts (mittels der angewandten Didaktik) zum Bewusstsein, dass der Einzelne für die Gemeinschaft da ist, so wie er aus ihr sein natürliches und geistiges Leben empfangen hat und **???**. Es wird eine Wertung der verschiedenen Begabungen nach ihrer Bedeutung für den Aufbau des Gemeinschaftslebens erreicht. z.B. ein Schüler, der sitzen bleiben muss, weil er in verschiedenen Fächern das Klassenziel nicht erreicht hat, besitzt hervorragende Gaben zur Führung des Gemeinschaftslebens (Verantwortungsbewusstsein; Einfühlungsvermögen; Mut, für Wahrheit und Gerechtigkeit einzutreten; Dienstwilligkeit, usw.) Er verliert sein Ansehen nicht in der Schulgemeinschaft, vielmehr wird er gestärkt, da er die Notwendigkeit der Massnahme, noch einmal die Klasse zu durchlaufen, anerkennt (Miterlebtes Beispiel).

Der Bildungstrieb wird nicht durch Überfütterung oder auf andere Weise verkrüppelt, sondern gestärkt und zum bewussten Willen erzogen. Auch während des Unterrichts wird Hilfsbereitschaft und Dienstwilligkeit erzeugt, Anleitung zu gegenseitiger Hilfe gegeben und wirklich ausgeübt. Da auf sorgfältige Urteilsbildung acht gegeben wird vom ersten Schultage an, vom Abc über die Zahlenvorstellungen bis zum exegetischen Lesen des grossen Katechismus Luthers, bis zur Erfassung eines Shakespeareschen Dramas, erliegt der Schüler nicht leicht der Macht eines Schlagworts und wird davor bewahrt, schnell ein Nachahmer und Mitläufer von politischen, ästhetischen oder wirtschaftlichen Massenbewegungen zu werden.

Die Sachlichkeit des Unterrichtsverfahrens fällt auf. Die sonst weit verbreitete Anwendung suggestiver Mittel beim Unterricht von Seiten des Lehrers ist verpönt. Durch bestimmte Methoden, sowohl in der Didaktik als in der Erziehungslehre, wird erreicht, dass die Überlegenheit des Lehrenden nicht zur Unterdrückung der selbsttätigen Kräfte des Schülers führt, sondern ihrer Ausbildung und Entwicklung dient. Im Gegensatz zu weit verbreiteten Auswüchsen der Gemeinschaftserziehung wird mit der Leitungsbedürftigkeit des Schülers ernst gemacht. Das Problem, Autorität und Freiheit, im Verhältnis von Lehrern und Schülern ist wirklich gelöst. (ab hier beginnt Bl. 1.I3)

Dieser unvollständige Überblick ergibt:

In der Pädagogik Martha von Grots wird uns ein gesicherter Boden gezeigt, mit gangbaren Wegen, die zur Bildung eines für die Kirche und Volk tätigen Christenmenschen führen.

Es seien noch die Erfolge unter dem Gesichtspunkt staatlicher Lehrpläne nachgetragen:

Von den beiden Anstalten, in denen m.W. Nach den geschilderten Grundsätzen gearbeitet wird, der Grotschule in Pasing und der Zinzendorffschule in Neuwied, sind mir nur die Prüfungsergebnisse der erstgenannten Schulen bekannt.

Die Leistungen waren, auch inbezug auf Aneignung der Wissensstoffe, gut. Im Vergleich zu dem, was jetzt durchschnittlich in deutschen Schulen geleistet wird, ragten sie hervor.

Es wird keine Nachsicht inbezug auf die aufzuweisenden Kenntnisse beansprucht, wie das sonst bei Anstalten mit modernen Methoden üblich ist. In den Schulen wird gezeigt, dass es möglich ist, einen staatlich vorgeschriebenen Lehrplan mit manchen heterogenen Bestandteilen befriedigend zu erfüllen, und doch das eigenen Bildungsziel zu erreichen, das einen wesentlich andern Inhalt hat, als das des Lehrplans.

Die Bedeutung des Ergebnisses für den Aufbau unserer Schularbeit.

Durch Schularbeit im Geiste Martha von Grots können wir unsern Eingeborenen wirklich zu einer selbstständigen eigenen Bildung verhelfen. Die sorgfältige Arbeit auf intellektuellem Gebiet, die Erziehung zu echter Beobachtung und Urteilsbildung in und mit der Klassengenossenschaft weckt und stärkt, wie es sonst nirgends geschieht, das

Verantwortungsbewusstsein für die Gemeinschaft, statt es zu vernichten.

Das Schulleben ist gesund, es erzieht zur Anerkennung der natürlichen Ordnungen und rüstet durch gemeinsame gegenseitige Ausübung der Zucht zum Kampf gegen das Böse.

Die gesamte Schularbeit bildet den Einzelnen aus für gliedhaften Dienst innerhalb der organischen Bindungen. Wille und Kräfte zur Initiative einerseits und zur Volkschaft andererseits wachsen. Wie das Beispiel auf Blatt 5, Abs. 2, zeigt, wird selbst dann, wenn die Übergeordneten durch religiösen Gegensatz vom Zögling getrennt sind, zur Unterordnung und zum Dienemut verholfen.

So reift ein gesundes, gliedhaftes Selbstbewusstsein.

Es besteht ein Recht zu der Erwartung, dass wir auch dann, wenn im T.T. Die gegenwärtig gültigen Schulvorschriften nicht so bald verändert werden sollten, mit den Methoden Martha von Grots doch an das von der

Regierung gesteckte Ziel kommen werden.
(ab hier beginnt Bl. 1.I4)

Die Verwirklichung.

Erfahrungsgemäß sind zwei Jahre des Mitlebens und der Mitarbeit in einer in den Bahnen Martha von Grots geleiteten Schule erforderlich, wenn ein Pädagoge sich die neuen Methoden in genügender Weise aneignen will. Jedoch gelingt das nur dann, wenn der Betreffende bereits eine entschlossene Wendung von den herrschenden Traditionen fort vollzogen hat, ob sie nun von Herbart oder dem sogenannten Arbeitsschuldgedanken bestimmt waren.

Martha von Grot pflegt bei der Aufnahme solcher Persönlichkeiten in ihren Kreis darauf zu achten und wertet es positiv, wenn der Betreffende in seiner bisherigen Arbeit durch die Erfolglosigkeit seines Erziehungs- und Unterrichtsbemühens erschüttert ist, oder gar ein Auge vorhanden ist für Vorgänge in der Realität des Lebens. Nur bei solchen Bewerbern gibt sie der bestimmten Zuversicht Raum, dass eine fruchtbringende Aneignung ihrer Bildungsmethoden gelingen wird.

Um das Einleben und die Stoffsammlung für den Unterricht durch gegenseitigen Austausch und Zusammenarbeit zu erleichtern, um auch die Fragen der Anwendung der Methoden bei unsern Eingeborenen schneller und gründlicher zu klären, wäre es wünschenswert, wenn zwei Lehrkräfte zugleich für die Arbeit am selben Ort ausgesandt würden. So wäre auch der beste Schutz gegen die gefährliche Überarbeitung vorhanden. Im Falle der Krankheit des einen, braucht der Aufbau nicht unterbrochen zu werden.

Für die Auswahl sollte der Wert der Persönlichkeiten, ihr Können, ihre Gesundheit und ihre Willigkeit zum Missionsdienst ausschlaggebend sein, nicht aber ihr Geschlecht. Bei der gegenwärtigen Lage in unsern Stämmen wäre es durchaus denkbar, dass Frauen diese wichtige Bildungsarbeit erfolgreich leisten. Sollte also Martha von Grot in erster Linie Frauen als geeignet vorschlagen, so dürfte das nicht als Erschwernis bei der Verwirklichung beurteilt werden.

Wegen der zunehmenden Bedeutung des Kisuaheli für unsere gesamte Arbeit wäre eine möglichst gründliche wissenschaftliche Schulung zu empfehlen. Fraglos ist diese besser bei Meinhoff in Hamburg zu erwerben, als bei Heepe in Berlin. Bei Beschränkung auf Kisuaheli, Phonetik und als

äusserstes noch Grundlagen der Bantusprache brauchte wohl nicht mehr als ein halbes Jahr gerechnet zu werden. Nach Eintreffen am Bestimmungsort sind hier noch dreiviertel bis ein Jahr erforderlich, bis zur genügenden Aneignung einer der hiesigen Eingeborenenensprachen.

Es könnte also Ende 1934 mit dem Aufbau der zukünftigen Lehrerausbildungsstätte begonnen werden.

Wegen unserer geringen Geldmittel sind wir beim Aufbau unseres Schulwesens auf die Hilfe der Regierung angewiesen. Das sie uns genügend Einflussmöglichkeiten lässt bei der Gestaltung des Schullebens, und die Lehrpläne als solche nichts Schädliches enthalten (für die Iind Grade Teacher) können wir solche Zuschüsse auch annehmen. Wir sollten sogar danach trachten, sie möglichst bald zu bekommen, da wir dann schneller dem Zersetzungsprozess Gegenkräfte zur Gesundung zuführen können.

Unsere Aussichten in dieser Beziehung sind besser, wenn wir die Bahn Martha von Grot beschreiten.

(ab hier beginnt Bl. 1.I5)

Einige Hinweise über ihren pädagogischen Ruf mögen das erläutern.

In der internationalen pädagogischen Welt herrscht aus vielen Gründen, aber wohl besonders angesichts des Gegensatzes zur kommunistischen Kultur- und Schulwelt weitgehende Übereinstimmung über die zu erreichenden Ziele. Sie werden an vielen Stellen mit Eifer angestrebt, sind jedoch noch nirgends verwirklicht. Martha von Grot kann den Anspruch erheben die erste Verwirklicherin der Neuen Bildungsideen für den Bereich der Schulerziehung zu sein. Sie geht aber ihren stillen Weg weiter, ohne Aufhebens zu machen. Bis vor Kurzem wussten man von ihrer Lebensarbeit Näheres nur in einem kleinem Kreis Eingeweihter. Weil die Brüdergemeinde in einem der letzten Jahre in den „Losungen“ eine Andeutung darüber gemacht hat, dass sie Martha von Grot Einfluss auf ihr Mädchenschulwesen gewährt, ist ein weiterer Kreis ein wenig auf die Vorgänge hingewiesen. Es wird aber nur eine Frage von Jahren sein, bis die grosse Öffentlichkeit der pädagogischen Welt auf Martha von Grot aufmerksam werden wird. Das ist voraus zu sehen, nicht nur deshalb, weil sie die modernen Bildungsideen verwirklicht, sondern vor allem deshalb, weil Martha von Grot von dem letzten deutschen Pädagogen internationalen Rufes als Erfüllerin seines Strebens bezeichnet worden ist, von Kerschensteiner.

Es ehrt diesen grossen Pädagogen, dass er, der sozialistische Idealist, diese schlichte Lutheranerin in solchem Masse geschätzt hat. Eine seiner tiefsten Einzeluntersuchungen hat er ihr und ihrer Arbeit gewidmet: „Autorität und Freiheit“. In seinen letzten Lebensjahren, hat er, wo sich nur eine Gelegenheit bot, die Arbeit Martha von Grots als einzige Verwirklichung seiner Ideen in Deutschland bezeichnet. Als er von der bayrischen Schulverwaltung verfehmt wurde, sodass er keinen Einfluss auf die praktische Gestaltung des Schullebens mehr hatte, wurde die kleine Grottschule in Pasing sein Asyl, in dem er sich erquickte, Freude und Mut holte. Was ihm nicht vergönnt war, wonach er sich sein Leben hindurch gesehnt hatte, daran in der Praxis mitzuarbeiten, dass Deutschland von dem Fluch individualistischen Bildungswesens befreit werde, das wurde der literarisch überhaupt nicht hervorgetretenen lutherischen Baltin gewährt. Und er freut sich daran.

In der anglikanischen Welt geniesst Kerschensteiner sehr grosses Ansehen.--

Wird die B.M. Martha von Grot zur Mitarbeit am Aufbau ihres Schulwesens gewinnen, so wird sich die Geringschätzung unserer Arbeit bei den englischen Regierungsbeamten bald in Anerkennung wandeln, und dann stehen erfahrungsgemäß auch viel leichter Geldmittel zur Verfügung. (ab hier beginnt Bl. 1.I6)

Sondervotum - Entwurf

Sondervotum Der Aufbau einer lutherischen Stammeskirche unter Primitiven

(Ein skizzenhafter Entwurf.)

Vorbemerkung:

- 1.
- 1.1.

Herkunft der Grundlagen der vorliegenden Gedankenbildung:

1.1.1. Die umfassenden theologischen Arbeiten von Schlatter, Gremer und Lütgert zeigen, dass die Überzeugungen der Reformatoren nur dann gesichert bleiben, wenn die bereits von Luther energisch begonnene Reinigung der theologischen Wissenschaft von ihren griechischen

Bestandteilen weitergeführt wird. Andererseits haben die genannten Theologen den Nachweis erbracht, dass die, aus der griechischen Welt stammenden wissenschaftlichen Methoden und die historische Arbeit der bis in die Gegenwart hineinreichenden Aufklärungsepoche im Zusammenhang mit den geschichtlichen Ereignissen, die das geistige und politische Leben erschüttert haben, eine schärfere Erfassung der biblischen Überzeugungen ermöglichen. Die Ergebnisse dieser Arbeiter haben uns an einigen, für unser Thema wichtigen Stellen hinausgeführt über die Reformatoren unmittelbar hin zu dem prophetischen Zeugnis des A. T., zu dem Zeugnis des Apostel und Propheten des neuen Bundes und zur Erfassung des Tatbestands, was eine christliche Gemeinde und Kirche im Sinne der Bibel ist, im Unterschied von den übrigen Kirchenbildungen, seien es katholische oder evangelische. (Die dialektische Theologie geht in derselben Richtung vor, hat jedoch noch keine für unsere Fragestellung bedeutsamen Ergebnisse gezeigt, die nicht schon von den oben genannten Theologen erarbeitet wären.)

1.1.2. Die Durchführung des Themas, sowohl nach der theoretischen Seite als auch nach der, der praktischen Verwirklichung, wird durch zwei bedeutsame Arbeitserträge gestattet.

1.1.3.a. Die lutherischen Missionare Gutmann und Keysser haben ganz bestimmte, die bisherige Missionsarbeit berichtigende und weiterführende Erfahrungen gesammelt und mitgeteilt. (Leider kommt für unsere Aufgabe die Erfahrung der deutschen lutherischen Missionsgesellschaften, bezw. Ihrer Leitungen in der Heimat, wenig in Betracht – der Berliner, der Herrmausburger, der Leipziger und der Neuendettelsauer. Die Berufsarbeiter in der Heimat scheinen – wohl infolge ausserordentlicher Überlastung mit anderen Arbeiten – nicht zu genügender Auswertung des umfangreichen Materials vorzudringen, das ihnen aus der Geschichte ihrer Gesellschaften zur Verfügung stehen würde.)

1.1.4.b. Einige auf dem Boden des Luthertums erwachsene Leistung erlaubt den Aufbau eines Bildungswesens, das zur Stärkung und Reinigung des Volkstums und der Kirche wesentlich beiträgt. Damit ist der Missionsarbeit ein Weg gezeigt aus seiner Schwierigkeit von weit tragendem Belang. Die Schularbeit hatte wegen der, in ihr sich immer auswirkenden, griechischen Tradition eine durchaus nicht beabsichtigte, aber immer vorhandene Nebenwirkung. Sie zersetzte die organischen Bindungen der Sippe und des Stamms ebenso wie das kirchliche Leben. Diese verhängnisvolle Zerstörung zu hindern, ist immer wieder versucht

worden, jedoch bisher ohne Erfolg. Das führte zu einer pessimistischen Beurteilung der Bildungsarbeit überhaupt. Und zu dem Gedanken, sie auf ein Minimum zu beschränken. Das lässt sich aber nicht verwirklichen, nicht bloss wegen des Zwanges, der aus der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung herrührt, sondern auch wegen des aus dem Glaubensstands selbst erwachsenden Bildungsdranges. Aus dieser unheilvollen Bedrängnis ist jetzt ein hoffnungsvoller, sicherer Weg eröffnet.

1.1.5. Der lutherische Baltin, Martha von Grot, sind zwei ganz aussergewöhnliche Erfolge (hier folgt neues Blatt) beschieden worden.

1.1.6. Die wissenschaftliche Verarbeitung der didaktischen Methoden Gaudigs und der Erträge der Lebensarbeit von Kerschensteiner mit den bisher m. W. Praktisch und vielleicht auch theoretisch nicht gebührend beachteten pädagogischen Grundsätzen und Anregungen Luthers.

1.1.7. Die Verwirklichung dieser Ideen in einem Schulwesen, sodass auch die Richtigkeit der Theorie vollständig nachgewiesen ist.

1.1.8. Ein völlig nach den Grundsätzen und Methoden von Martha von Grot aufgebautes Bildungswesen ist ein Bollwerk gegen die satanischen Mächte, die sich in der Europäisierung der Bantustämme auswirken und ein sicherer Hort zum Schutze und zur organischen Befestigung von Sippe und Stamm.

1.1.9. Eine Verwirklichung des Aufbaus eines Schulwesens ist in einem Teile der Welt nur möglich mit Zustimmung, ja Mitwirkung der Landesregierungen.

1.1.10. Die Anerkennung eines Schulwesens im Sinne Martha von Grots macht in der angelsächsischen Welt und ihrem Wirkungsbereich keinerlei Schwierigkeiten, da es die internationalen pädagogischen Ziele für die Bildung der Primitiven aus dem bisherigen Stadium der Versuche zu ihrer Verifizierung hinausführt zu ihrer Erfüllung in der Realität des Lebens.

A. Die schöpfungsmässige Grundlager der unter den Primitiven vorhandenen Gemeinschaftsbildungen Sippe und Stamm zu erhalten, bzw. ihre Erhaltung mit allen Mittel zur versuchen, ist eine Aufgabe der missionierenden Kirche. Diese Verpflichtung liegt ihr ob vor Inangriffnahme der Missionsaufgabe und ihrer Verwirklichung. Der vorhandene Tatbestand: Die Zivilisierung bedeutet sofort

Verkrüppelung des Sippenzusammenhanges, später sein gänzlich Absterben infolge von Entartung der Jugend. Dasselbe gilt für die andern organischen Bindungen. Glück und Zufriedenheit der Eingeborenen. Die Verpflichtung der missionierenden Kirche, ihr Grund und ihr Umfang. Das Spannungsverhältnis zwischen Kolonisation und Missionierung. Recht und Schranke der Kolonisierung.

Wege zur Verwirklichung: Beeinflussung der öffentlichen Meinung in zielstrebigere Weise. Anknüpfung an die liberalen Ideen, Völkerbund, Phelps-Stokes Kommission, LeZoufle, usw. Die

Missionsarbeiter bieten den Häuptlingen ihre Hilfe an und leisten sie bei der Vertretung der Eingeboreneninteressen der Kolonialregierung gegenüber. Das Fürsprechamt des Missionars. (Bestimmte Richtlinien für das Ziel und die Taktik für diese Arbeit ergeben sich aus der Erfahrung, die gerade über diesen Punkt noch ganz anders ausgetauscht werden sollte.

(Auseinandersetzung mit Ludwig Weicherts Stellungnahme. Das romantische Erbe bei ihm. Die positive Wegweisung in Siegfrieds Knaks Buch Zwischen Nil und Tafelbild. Die Schranken liegen in einer noch nicht völligen Klarheit über den Umfang und die Intensität der aus der hellenischen Welt stammenden Kulturwirkung und ihrem Zusammenhang mit dem Dämonischen. Das romantische Erbe im Begriff des Volkstums. Die Verkehrung seiner eigenen Grundsätze.

Blatt 24 - Sonder- votum

Blatt 2 zu: Schmidt. Aufbau einer lutherischen Stammeskirche

in der Fassung der Begriffe, Volkstum und Reich Gottes, Natur und Geist, besonders deutliches Beispiel, s. Recht und Liebe. Noch zu sehr pietistisch und zu wenig lutherisch. Ungenügende Verwertung der praktischen Anweisungen Gutmanns. Von den Erfahrungen Keyssers gar keine Notiz genommen. Deshalb Überschätzung der Bedeutung des Gemeindefürsorgeausschusses, mangelhafte Erkenntnis der konkreten Verpflichtung im einzelnen Fall, die der Missionar der Erhaltung des Volkes und seiner eigenen Häupter und Führer schuldet. Desgleichen die Missionsgemeinde. (Als Appel und erste Wegweisung wertvoll.)

Die Verpflichtung der missionierenden Kirche für die Erhaltung der Gesundheit des Volkes: Die ärztliche Mission. Ihre Zusammenarbeit mit den eingeborenen Kennern der Arzneikunst. Das Zusammenwirken mit der

kolonisierenden Regierung.

Die missionierende Kirche hat nur solange eine Verpflichtung, auch für das Bildungswesen zu sorgen, als die Gemeinde dazu noch nicht fähig ist.
Vergl. G. Und

E.

Die übrigen Verpflichtungen sind erst dann erfüllt, wenn die Stammeskirche

vollständig selbstständig ist. Sie nehmen ab, in dem Masse, in dem dieses Ziel erreicht wird.

B. Die lutherische Evangelisation.

- Ihr Ziel: Die Bekehrung der Sippen und die Erfassung des ganzen Stammes mit der Botschaft, der reinen Lehre.
- Ihre Methoden:
 - a) Die Art der Wortverkündigung: Darbietung in der Volkssprache, bzw. Den Dialekten. Abweisung aller Zwangsmittel dinglicher und geistiger Art, die die freie und sachliche Entscheidung verhindern. Achtung vor dem geistigen Antlitz des Stammes. Feste Verknüpfung der neuen Lehre mit den vorhandenen positiv zu bewertenden Anschauungen der Primitiven auf religiösem und geistigem Gebiet.
 - b) Die Art des Verkehrs mit den Primitiven: Sorgfältige Einordnung der Missionierenden in das Stammesleben, um der Gefahr, vorzubeugen, zu vergewaltigen und Wertvolles zu zerstören.
 - c) Der Sippe wird ein beschränktes Recht bei der Entscheidung zuerkannt, ob eines ihrer Glieder die Taufe verlangen soll. Also Verzicht auf voreilige Herauslösung aus den organischen Bindungen.
 - d) Die Darbietung des Wortes führt dazu, dass es verschiedene Stufen in seiner Aneignung, also auch einen verschiedenartigen Glaubensstand bei den Gliedern des Stammes geben wird. Es ist zu prüfen, ob es nicht möglich ist, auch verschiedene sittliche Stufungen im Aufbau der Stammeskirche in ihrer Organisation zum Ausdruck bringen. Also Monogamie und Polygamie. Die Unerschütterlichkeit

des Grundsatzes, dass der Getaufte nur ein Weib und umgekehrt haben darf. Die Spannung zwischen getauften Gläubigen und ungetauften. Die Diskussion über dies Problem. Die Frage über die Berechtigung der bekannten Entscheidung Luthers.

I. Der Gemeindeaufbau.

- Der Begriff der Gemeinde: Bruderschaft der Freien und Ungleichen. Der Sinn des Bildes vom Leib. Der Zusammenhang eines Stammes und der Gemeinde. Die Spannung und Wechselwirkung zwischen der Stammeskirche und den übervölkischen Vergliederungen mit der Gesamtkirche.
- Die Organisation der Gemeinde. Der Missionar. Das Vorsteheramt der Ältesten und ihr Führer. Die Helfer und Lehrschar. Die Versammlung der Männer- Die der Frauen. Die Jugendriege und ihre Führer und Obmänner. Die Mädchengruppe. Die Schar der Schulkinder. Der Gemeindekirchenrat setzt sich aus den Ältesten, Helfern und Lehrern zusammen. Nach Bedarf zieht er die Diakonissen und die Führer der Jugendlichen zu seinen Beratungen hinzu. Der Gemeindekirchenrat steht zur Seite ein aus den christlichen Sippenhäuptern gebildeter Rat. Die Gemeindeversammlung besteht aus allen, ausser den Schulkindern.
- Es ist noch genauer zu untersuchen, ob vielleicht in der Organisation der Gemeinde den geistlichen Gaben und Ämtern eine geordnete Betätigung gegeben werden kann, um den Gefahren zu begegnen, die die paulinischen Gemeinden zu Fall gebracht haben.

Die Gemeinde erhält sich am Leben: a) durch die reine Lehre b) durch reine Zuchtübung Zu a) und b): Die Verantwortung jedes Gliedes am Leibe der Gemeinde für seine Erhaltung nach dem Mass seiner Gaben. Die rechte christliche Passivität, die rechte christliche Aktivität und das Verhältnis zueinander. Das rechte Verhältnis von Autorität und Freiheit in der Gemeinde, Amt und Geist.

Die in allen ihren Gliedern tätige Gemeinde. Die Verwirklichung der lutherischen Gedanken über die Kirchenzucht und die Lehre vom Schlüsselamt. Ihre Schranke ist zu überwinden: die Funktionen der

Obrigkeit und des Richters übt die Gemeinde aus, zunächst der Gemeindegemeinderat, dann die Gesamtgemeinde. Zu a) Das Bildungswesen. Es entspringt unmittelbar den Motiven, die im Glauben vorhanden sind. Der Bildungsdrang des Gläubigen zur Erhaltung und Verstärkung seines Glaubens und des der Gemeinde. Die Bildungsarbeit entsteht nicht erst aus der Verteidigung der Gemeinde gegen Angriffe. Aufbau des Schulwesens nach den Richtlinien von Martha von Grot. Durch Ausübung von a) und b) empfängt die Gemeinde die Ertüchtigung für ihre Hauptaufgabe: die Missionierung des Stammes. Die Missionierung des Stammes (s.B. Die lutherische Evangelisation) Die Gemeinde wird dabei beraten und unterstützt von den Missionsarbeitern, die zur Missionierung des Stammes ausgesandt worden sind.

D. Die Durchchristlichung der schöpfungsmässigen Ordnungen, eine Aufgabe der Gemeinde.

I. I. Das Ziel bedeutet eine Erneuerung und Fortbildung des Sippen-, Ehe-, Stammes-, und Bodenrechts nach den Grundsätzen der Bibel.

II. II. Die Mittel: a) Mitarbeit von führenden Christen auf den Gerichtstrassen der Häuptlinge. b) Der Stammesbeschluss. III. Die Kräfte, die die Erreichung dieses Ziels ermöglichen: a) Es sind dieselben, die der Gemeinde das Leben erhalten.

s. C. Ferner die Betätigung im Sinne von E.

E. Die Aufgabe der Gemeinde für die kulturelle Entwicklung des ganzen Stammes. Vergl. A: I. Das Ziel:

II. a) Die Erhaltung der Menschen und der organischen Bindungen

Blatt 25 Blatt 3 zu: Schmidt. Aufbau einer lutherischen Stammeskirche

in dem durch das Eindringen der europäischen Zivilisationen hervorgerufenem Krankheitsprozess. Beförderung der Staatenbildung unter Eingeborenenführung. b) Das Land des Stammes mit seinen gesamten Schätzen in möglichst starkem Masse für die Erhaltung und Vermehrung des es bewohnenden Volkes nutzbar machen, samt den Erträgen aus Bodenkultur und Viehzucht. II. Einzelarbeiten:

a) Die Reinigung des heidnischen Geisteserbes von unwahren und andern unsittlichen Bestandteilen. Das Schaffen einer eigenen Literatur, das Sammeln der Überlieferungen der Sippen und des Stammes und ihre schriftliche Fixierung. b) Umfassende Mitarbeit am Aufbau des Schulwesens für den Stamm. c) Mitarbeit an einer organischen Weiterentwicklung des Rechts unter bewusster Ablehnung des römischen Rechts und seiner europäischen Fortbildung. d) Bei etwaigen Kämpfen (wirtschaftlichen und politischen) gemeinsam mit den Sippen und dem Stamm für die Interessen des eigenen Volkes mit allen Mitteln eintreten, wobei jedoch ernstlich angestrebt wird, den Kampf in christliche Bahnen zu leiten. e) Bei Lohnarbeit in der Fremde zwecks gegenseitiger Hilfeleistung und Stärkung, die Bildung fester Gruppen anstreben. f) Wege suchen und beschreiten mit dem Ziel, den verdienten Lohn des Einzelnen in stärkerem und geordneterem Masse als bisher die andern Sippenglieder mitgeniessen zu lassen. g) Die Steigung der Erträge aus Ackerbau und Viehzucht, damit die Lohnarbeit in der Fremde auf das Mindestmass beschränkt bleibt. (Entwicklung der Hackkultur zur Gartenkultur. Aufforstung.) III. Wege:

a) Der Christ stärkt durch eigenes Beispiel (durch Unterordnung etc.) die Autorität der Stammeshäuptlinge. Willige Beteiligung der Christen bei allen angeordneten öffentlichen Arbeiten. Die Frage, ob und inwiefern die auf den Missionsstationen wohnenden Christen hierbei eine Ausnahmestellung einnehmen dürfen, bedarf genauer Prüfung. b) Der Christ ehrt alle Handarbeit, sodass er auch dann nicht ganz auf des eigenen Ackers und andere körperliche Betätigung verzichtet, wenn er wegen Überforderung mit geistiger Arbeit auf bezahlte Hilfskräfte angewiesen ist, oder wenn er so vermögend geworden ist, dass er die Erträge seiner Handarbeit nicht mehr für seinen Lebensunterhalt bedarf. c) Der Christ ist verpflichtet, auch dann, wenn ihm keine führende Stellung eingeräumt ist, bei jedem guten Werk der Sippe und des Stammes willig mitzuarbeiten.

Schlussbemerkung:

Die für die Aufgabe in Betracht kommende Literatur vermag der Verfasser nicht anzugeben. Er gibt ein paar Hinweise, da ihm zZt. Die Hilfsmittel fehlen.

1.

1.1.

1.1.1.

1.1.1.1.

1.1.1.1.1. Aus dem Bereich der Missionswirtschaft:

1.1.1.1.2. Die Bücher und Schriften von Gutmann und Keysser

1.1.1.1.3. Aus dem Bereich der historischen Forschung: Die Arbeiten

Schlatters. Vor allem: Die Kirche Jerusalems. Die Gemeinde in der apostolischen Zeit und im Missionsgebiet. Die Geschichte der apostolischen Zeit. Der Ertrag der philosophischen Arbeit seit Cartesius. Der Dienst der Christen in der älteren Dogmatik und das dazu erschienene spätere Nachwort. Lütgert, Amt und Geist im Kampf. Freiheitspredigt und Schwarmgeister in Korinth. Die Irrlehrer der Pastoralbriefe. Die Vollkommenen in Philippi und die Enthusiasten in Thessalonich. Die Geschichte des deutschen Idealismus.

Vermutlich wäre auch Sohms Forschungen zum Kirchenrecht heranzuziehen. In welchem Ausmass die von humanistischen und idealistischen Überzeugungen bestimmten Forschungen von Harnack, Seeberg, Holl, Müller usw. heranzuziehen sind, übersieht der Verfasser nicht.

1. Aus dem Bereich der systematischen Theologie:
2. Luthers Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen Theologie. Über die Stände, über die christliche Obrigkeit, Kauffahrt und Handel, das Zinsproblem, die Juden. Ferner über die Schlüsselgewalt, etc. Luthers Stellung zum Bauernkrieg. Cremer, Arbeit und Eigentum nach christlicher Anschauung. Lütgert, Geschichtlicher Sinn und Kirchlichkeit. Schlatter, Die christliche Ethik.